GR
167
F75S8

$B 516 222

Bremer.
96.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Sagen

und

sagenhafte Erzählungen

aus

Ostfriesland.

Gesammelt und bearbeitet

von

Fr. Sundermann.

UNIV. OF CALIFORNIA

Aurich, 1869.

Druck und Verlag von A. H. F. Dunkmann.

GR167
F75S8

BREMER

UNIVERSITY OF
MARYLAND

Vorwort.

Die Sagen unsrer Stammesgenossen: der Oldenburger, Bremer, Schleswig-Holsteiner, der Holländer, so wie die Sagen unsrer Nachbarn: der Westfalen und Harzer sind bereits durch eifrige Sammler wie Müllenhoff, Ad. Kuhn, Dr. Heinr. Pröhle, Strackerjan u. A. zusammengebracht und im Druck veröffentlicht worden. Ostfriesland allein steht zurück. „Wir haben keine Sagen!“ — gab mir hochtönenden Klanges ein sog. „Forscher im Volksthümlichen“ auf meine Bitte um Unterstützung und Material als Antwort zurück. — Ah, wir haben keine Sagen!? — und ungläubig lächelnd machte ich mich ans Sammeln. Geehrter Leser, prüfe den Inhalt dieses Buches und sage dann, ob wir Sagen haben oder nicht haben? Und nicht im Mindesten zweifle ich daran, daß Ostfrieslands Sagenkreis hiermit längst nicht erschöpft ist, es fehlt nur an der dem Sammler durchaus nothwendigen Unterstützung.

Der Einzige, welcher bis hierzu im Sammeln unsrer Sagen vorangegangen ist und seinen Schatz im „Vaterlandsbuch. Jahrbuch für 1857. Emden. Selbstverlag“ S. 73

M121261

bis 77 auch der Oeffentlichkeit übergeben hat, ist der Classenlehrer Hermann Meier in Emden. Seiner freundschaftlichen Unterstützung verdankt dieses Büchlein die bis jetzt größtmöglichste Vollständigkeit. Außerdem bin ich meinem Freunde Dr. H. Harberts, z. Z. im Haag, sowie meinen Schwestern M., A. und H., für die thatkräftige Unterstützung im Sammeln zum besten Dank verpflichtet.

Wer es kennt, wie schwer es hält, sich so weit in das Zutrauen eines ostfriesischen Geestbauers von echtem Schrot und Korn zu setzen, daß dieser sich bewogen fühlen sollte, den Mund zum Erzählen zu öffnen — der weiß auch, mit welchen Schwierigkeiten das Sammeln nachstehender Poesieen verbunden war.

Sollte durch diese Veröffentlichung dieser oder jener Freund und Kenner des Volkes sich erinnern, daß auch in seinem Kreise noch Sagen erzählt werden, die hier nicht fixirt wurden, so stelle ich die Bitte: mir das vorhandene Material ohne alle eigene Zuthat und Ausschmückung gütigst zukommen lassen zu wollen, da ich noch immerfort sammle. Hexen- und Gespenstergeschichten ohne Sagencharakter werden nicht gewünscht. Aufmerksam mache ich besonders auf Riesen (Rösen) und Erdmänuchen (Aardmanntjes), Felings (Westfälinger — Westfalen) und Eilanders (Insulaner), Papen (Priester) und Schippers (Seeleute), die alle unsern ostfriesischen Sagenschatz bereichert haben.

Meinen Gruß!

Emden, Febr. 1869.

Fr. Sundermann.

Inhalt.

	Seite
Die Glockendiebstähle	1—5
Sagen von der Namengebung einiger Dörfer, als: Die Thunumer Bockhexen. — Die Berdumer Sleepers. — Die Butforder Filler. — Die Stedesdorfer Strümpfe. — Funnix. — Siebestock. — Cirkwehrum. — Tjackleger. — Negenbargen	5—10
Die Sagengeschichte des Störtebeker	10—14
Junker und Pfaff	14—15
Höllenhunde	15—16
Ihlow	16—18
Das Irrlicht	18
Ik laat di wüppen!	18—20
Der offene Sarg	20
Weert Knurr	21
Die quade Foelke	22—23
Der Bär	23—24
Marenholter	24—25
Das Teufelsschiff	25—27
Gnädig, Herr Düvel!	27—28
Toquard	28—29
Die Teufelsfuhrt	29—30
Priester und Teufel	31—32
Der Stein zu Burhafe	32—34
Das Geisterschiff	34—36
Der Brautmord	36—37
Die Mordflamme	37—39
Das Riesenschiff	39—41
Der schwarze Roelf	41—43
Der getreue Eckart	43—44
Kirchdorf	44—46
De Armrieksdobbe	46—47
Das steinerne Brod	47—48
Der schwarze Hund	48—49
Der „Herrenhund"	49
Die Mordflammen	50—51
Der Dollart	51—52
Kampo	52
Karl der Große	52—53
Radbod	53—54
Der Rabbelsberg	54—55
Die weiße Gespenstin	55—56
Das Pferdegetrappel	56—61
Die wilde Jagd	61—64
Der Kehraus	64—66

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Glockendiebstähle.

Als vor Zeiten im Lande erst wenige Thurmglocken vorhanden waren, und es ein schweres Geld kostete, neue Glocken gießen zu lassen, soll es häufig vorgekommen sein, daß Gemeinden, die nicht beglockt waren und es doch gern auf leichte Weise geworden wären, den beglückten Gemeinden ihre Glocken abzustehlen versuchten. Nun ist aber sothanes Unternehmen, welches gemeiniglich bei Nacht und Nebel ausgeführt werden mußte, nur selten gelungen: das eine Mal den Esenfern, welche den Thunumern eine Glocke, das andre Mal den Tettenfern, welche den Eggelingern beide Glocken stahlen, und im Triumph auf ihre Thürme brachten. Alle andern Glockendiebstähle sind so gut wie total verunglückt. Da waren es einmal die Caroliner (Carolinensieler), welche sich aufmachten, dem Esenser Thurm eine Stimme aus seinem Geläut zu rauben. Weil ihnen aber die Esenser auf die Spur kamen, konnten sie den Raub nicht in Sicherheit bringen, und versenkten die Glocke nahe vor Carolinensiel in einen Kolk, Waal genannt, wo sie noch zuweilen unter dem Wasser gehört wird. Bei dem Besuch der Bisquarder in Uttum kamen die Erstern nicht einmal zum Glockenausheben, da eine Anzahl wachsamer Burggänse durch ihr Geschnatter die Einwohner weckten, welche dann die Ein-

dringlinge mit blutigen Köpfen heimſchickten. Uebrigens wurden die Uttumer durch dieſe Erfahrung gewitzigt, und vermauerten ihre herrlichen ſpitzbogigen Schallöcher derart, daß der Glockenton nicht über ihre Feldflurgrenze hinausdringen konnte. So gab man freilich den Nachbardörfern keinen Anlaß zu Neid und böſen Gelüſten, beraubte ſich ſelbſt aber des Ruhms, das ſchönſte Geläute des Landes zu beſitzen. — Ein ander Mal wollten die Hatshuſer den Ayenwoldmern zur Nachtzeit die beiden Glocken aus dem Thurme nehmen. Das Wageſtück gelang: die Glocken wurden, ohne daß ſie geläutet hätten, auf die bereit ſtehenden Schlittenkufen geſetzt und davon gings im Trabe, mit Hurrah und Peitſchengeknall luſtig dem Heimathdorfe zu. Es war im Winter und das zwiſchen beiden Dörfern liegende Saudmeer, ein kleiner Landſee, mit einer ſtarken Eisdecke belegt. Schon war man bis zur Mitte des See's gekommen, da hörte man hinter ſich die durch den Triumphlärm wach gewordenen Beſtohlenen, die in hellen Haufen den Dieben nachſetzten, ihnen die Beute abzujagen. Mit erneutem Eifer trieben die Hatshuſer ihre Gäule an, als ſie an eine Stelle kamen, die der Laſt nicht gewachſen war. Ein Ruck, ein Schlag, und plötzlich ſah man Schlitten, Glocken und Hebebäume in die Tiefe hinabfahren. Kaum war Zeit, die Stränge zu durchſchneiden, um wenigſtens die Pferde zu retten. Da ſtanden nun die Hatshuſer an der einen, die Ayenwoldmer an der andern Seite des gähnenden Loches — zu beiden Seiten überzeugt von der Unfruchtbarkeit eines Rettungsverſuchs. Noch oft hörte man darnach die Glocken im Grunde klingen. Als endlich das Meer zugeſchlammt und verwachſen war, verſuchte man mit Spaten und Haken, die verloren gegangenen Lufthunde aufzugraben, doch war alles Mühen umſonſt. Ganz ſo lautet die Sage von den Riepſter Glocken, die von den Uphuſern geraubt und im

Uphuſer Meer zu ſtummen Fiſchen wurden. Ein wenig abweichend jedoch klingt es aus Harlingerland zu uns herüber. Da ſtahlen die Bleerſſumer den Funnixern die Glocken in einer ſtürmiſchen Nacht. Sie brachten ſie glücklich halbwegs fort, ehe der Raub in Funnix entdeckt wurde, und waren bis nahe an ihren Ort herangekommen, als ihnen eine ſich hoch über den Weg erhebende hölzerne Brücke ein nicht zu überwindendes Hinderniß entgegenſtellte. Vergebens wurden alle Kräfte aufgeboten, vergebens ſpannte man endlich die Pferde aus und die ganze zugfähige Ortsmannſchaft vor, vergebens zog und arbeitete dieſe ſich halb zu Tode, die Glocken wollten kaum von der Stelle weichen. Auch waren die nachſetzenden Funnixer ſo nahe, daß an einen glanz- und ſiegreichen Einzug in's Dorf nicht mehr zu denken war. Endlich! — ſie rücken von der Stelle! ſind oben auf der Brücke! nun noch ein Ruck, dann geht es bergab und der Raub iſt in Sicherheit. Aber, wie die Fracht oben auf den Brettern ruht, da kracht das Gebäude und ſtürzt zuſammen, hinab, hinunter in das waſſergefüllte Bett der Harl, die hier grade einen tiefen, ſchlammigen Keſſel füllt, und hoch auf ſpritzen die Schaumflocken theils nach der einen Seite auf die ſtaunenden Funnixer, theils nach der andern Seite auf die überraſchten Gemüther der Bleerſſumer. Und die Glocken ruhen unten, tief drunten im Frieden, nur je zuweilen hört man ſie ſagenhaft nachklingen.

Von dieſer Art Sage, welche ſich an vielen Orten Norddeutſchlands findet, giebt Simrock eine mythologiſche Deutung. Wir glauben jedoch, für Oſtfriesland einen hiſtoriſchen Grund geltend machen zu müſſen. Dieſer Grund aber iſt folgender: Als im 30jährigen Kriege der Mannsfeld übel in Oſtfriesland hauste, erklärte er die Thurmglocken als gute Priſen, um ſie zu Kanonen umgießen zu laſſen. Manch eine Glocke wurde vom Stuhl gehoben und mitgeſchleppt,

bis ein paniſcher Schrecken in die wilde Horde fuhr, und bei dem eiligen Abzuge an das Kanonenmetall nicht mehr gedacht wurde. So blieben die Glocken dort ſtehen, bis wohin man ſie mitgeſchleppt hatte. Weil aber im Lande ſelbſt ebenfalls eine grenzenloſe Verwirrung herrſchte, kamen die Eigenthümer nicht immer zu ihrem Gut. So konnte es kommen, daß Glocken mit der Inſchrift anderer Ortſchaften fern von denſelben zu der Ehre kamen, daſelbſt höchſteigen zum Läuten verwendet zu werden. So auch hieß es von den Glocken, die gar nicht mehr zum Vorſchein gebracht wurden: daß ſie in Flüſſen, Sümpfen und Seen ihr Ende gefunden.

Fügen wir noch hinzu, wie ſich der Sage zufolge die Einwohner von Neermoor ihre prächtige Glocke erhielten. Bei dem Bau ihres Thurmes waren die Neermoorer darauf bedacht geweſen, Schalllöcher von angemeſſenen Dimenſionen herzuſtellen, in Folge deſſen der Glockenſchall viele Meilen in die Runde hinausklang. Als nun der Mannsfeld ein heißes Gelüſte nach jenen Kunſtgebilden bezeigte, ſchickten die Neermoorer ihre Maurer auf den Thurm, die Schalllöcher möglichſt zu verkleinern, damit der Schall bis auf ſein Minimum gebracht und nur für das Dorf hörbar werde. Dies Kunſtſtück gelang und Neermoor behielt ſein Eigenthum. Nach einer andern Lesart ſoll nicht der Mannsfeld Urſache der verengten Schalllöcher ſein, ſondern eine in Aurich reſidirende oſtfrieſiſche Fürſtin. Dieſe Fürſtin konnte die Glocke zu Neermoor läuten hören, und war ſo entzückt von dem herrlichen Klange, daß ſie die Aeußerung gethan haben ſoll: „Wenn ich noch länger jenen Ton hören muß, ſo ſoll die Glocke nach Aurich gebracht werden!“ Dies kam zu Ohren des Dorfs, und für die Glocke bangend, ließ man ſofort die Löcher vermauern. Leider iſt dieſe Schalllochsverengerung ſeitdem permanent geworden, denn noch heutigen Tages leidet der Kirchthurm zu Neermoor an Schallverhaltung.

Noch mag hier angeknüpft werden, daß einigen Gemeinden an der Ems der Schildbürgerstreich der Glockenversenkung im Fluß nachgesagt wird. Vor dem Raube sich sichern wollend, nahm man die Glocken vom Stuhl, that sie in ein Boot, fuhr damit auf die Tiefe, und schnitt an der Stelle, wo man nun die Glocken hinabließ, einen derben Kerb als Merk in den Rand des Bootes. Als die Gefahr vorüber war, suchte man am Kerb die Stelle wieder, fand die Glocken nicht, und beschuldigte nun andere Nachbargemeinden des Diebstahls.

Sagen von der Namengebung einiger Dörfer.

In dem gemüthlichen Harlingerlande machen sich die verschiedenen Orte in Volkssprüchen und Reimen, in Spitznamen und hochkomischen Spöttereien über ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche gegenseitig lustig. Da sagt man von den Thunumern, sie seien Bockhexen, die Berdumer heißen Sleepers, die Butforder Filler, die Stedesdorfer erkennt man an den Strümpfen, da sie solche im Doppelpaar tragen u. s. w. An manche Spötterei knüpft sich dann eine sagenhafte Erzählung. Solcher Erzählungen sind:

Die Thunumer Bockhexen.

Als man noch die glückliche Zeit hatte, wo Hexen, Kobolde, Alräunchen und andere Ungeziefer der Heidenzeit spukten, verspürten die Bewohner des Dorfes Thunum sehr stark eine Sorte Hexen auf dem Bocke (First) ihrer Häuser. Darüber entsetzten sie sich, ließen den Priester des Orts herbeirufen und baten ihn, seinen geistlichen Einfluß zur Vertreibung jener Unholde geltend zu machen. Der Priester ging bereitwilligst auf das Ansuchen ein. Er exorcisirte! Als die Feierlichkeit vorüber war und die gesammte männliche

Einwohnerſchaft des Ortes muthig die Unholde anzugreifen gedachte, entpuppten ſich die Hexen als edle Thunumer Hauskatzen. Derhalben entſatzte man ſich noch mehr und gelobte, die Sache verheimlichen zu wollen. Es war aber ein Schalk in der Gemeinde, der ſich heimlich aus dem Ringe ſtahl und ſich nicht verpflichtete. Derſelbe erzählte den Nachbaren die Geſchichte, und es erhielten von der Zeit an die Thunumer den prickelnden Spitznamen: Bockhexen.

Die Berdumer Sleepers.

Kein Ort im Harllande war mit ſo bodenloſen Dorfwegen geſegnet, als Berdum. Einſt wollte man eine Leiche zum Kirchhof tragen, und Alt und Jung hatten ſich vorher, wie üblich und nach Landesſitte, im Tröſtelbeer ſehr bene gethan. Als der Zug aufbrach und eine Strecke zurückgelegt hatte, blieben die Träger im Wege ſtecken. Da half kein Mühen, die Leiche mußte abgeſetzt werden. Da ſtand nun der Sarg im Drecke. Wollte man fürder, ſo mußte ein Transportmittel herbeigeſchafft werden. Ein Genie verfiel auf Schlittenkufen, dort Sleepers genannt. Die Sleepers fanden allgemeinen Beifall und — die Leiche war gerettet. Die Nachbardörfer aber jubelten über den gelungenen Einfall ihrer Mitbürger und geruhten, den Berdumern den Namen „Sleeper“ zuzulegen.

Die Butforder Filler.

Als zur Zeit einer Viehſeuche die Butforder ihr ſämmtliches Vieh verloren, dauerte es ſie um die ſchönen Häute. Mit Trauer betrachteten ſie die crepirten Stücke, und faßten den Gemeindebeſchluß: die Häute zu retten, es koſte, was es wolle. Weil aber der Schinder fern, und das Häuten theuer, legten die Ortsbewohner in ſtiller Stunde ſelbſt Hand an. Manches Stiefelpaar wurde alſo gerettet. Leider waren

aber einige Werdumer Burſche dem Acte zu nahe getreten, die Sache ward ruchbar, die Butforder aber erhielten den Namen „Filler.“

Die Stedesdorfer Strümpfe.

Eitel waren die Stedesdorfer von jeher. Gingen ſie zur Nachbarſtadt Eſens, ſo mußten ſie zwar kniehoch durch den Klei waten, zogen aber vor dem Stadtthor über die beſchmutzten Strümpfe ein Paar reiner ſauberer Strümpfe. So zogen ſie denn im Bewußtſein ihrer Schönheit hochtrabend durch die Straßen, einen Schwarm von alten und jungen Bewunderern um ſich. Jetzt iſt dies zwar nicht mehr der Fall, ſieht man aber einen Stedesdorfer, ſo heißt es: De is van Stedsdörp, hett twee Paar Strümp an.

Noch andere Dörfer des Harllandes haben ihre Spitznamen, ohne daß ſich an die Entſtehung dieſes Namens eine Erzählung knüpft. Im weiteren Anſchluß mögen deshalb hier die Erzählungen über Entſtehung einiger Ortsnamen folgen.

Funnix.

Funnix iſt ein Dorf im Oſten der Harl. Weil man den Namen nicht zu erklären vermochte, erfand man die Theilung in Fund-nix und fabelte nun: Es gingen drei Männer auf die Suche, trafen auf dem Flecke, darauf das Dorf liegt, zuſammen, und riefen ſich von allen Seiten zu: Ik fund nix! daher man den Ort ſpäter Funnix nannte.

Siebeſtock.

Ein Mann, Namens Siebe, war der erſte Coloniſt, der ſich inmitten des Haidfeldes zwiſchen Heſel und Haſſelt anſiedelte. Wollte er nun zur Kirche machen oder wegen Einkaufs von Lebensbedürfniſſen einen Gang thun, ſo lag ihm das Dorf Heſel dazu am nächſten. Auf dem Wege

dahin hatte er aber die Riede zu paſſiren, welche von Kloſter Barthe abwärts die Haide durchfließt, und dazumal noch nicht überbrückt war. Da er ſie nicht wohl jedesmal durchwaten konnte, hatte er ſich einen Poolſtock (Pullſtock oder Springſtock) angefertigt, und demſelben ein für alle Mal ſeinen Platz in jenem Gewäſſer angewieſen. Mit Hülfe dieſes Springapparats machte er nun bequem hin- und herüber, und auch andere Paſſanten bedienten ſich dieſes Mittels. So kam Siebe's Stock in vieler Leute Mund und wurde der Name mit der Zeit auf die ſich um dieſen Grundſtock anbauende Colonie übertragen.

Cirkwehrum.

Bei dem Bau irgend eines bedeutenden Gebäudes innerhalb der Krummhörn mußten die Steine dazu meilenweit verfahren werden. Eine Menge Fuhrleute waren beſchäftigt, mit ſchwerbeladenen Wagen den bodenloſen Kleiweg gründlich unpaſſabel zu machen, und fuhren im Gänſemarſche vorſichtig hintereinander her. Der Vordermann hieß Cirk. Als er an die Stelle kam, wo heute das Dorf liegt, kamen eilig Leute von der entgegengeſetzten Seite heran, die laut riefen: „Cirk, wehr um! Cirk, wehr um!“ ihn ſo zur Rückkehr auffordernd. Sie brachten aber die Botſchaft, daß eine zu paſſirende Brücke total eingeſtürzt und ſomit der Weg geſperrt ſei. Unwillig darüber rief Cirk: „So mag der Henker mit den Steinen wieder zurückfahren!“ — lud ſeine Fracht am Orte, wo der Wagen Halt gemacht, ab, und desgleichen thaten die andern Fuhrleute. Von den Steinen baute man daſelbſt bald ein Häuschen und nannte den Ort: Cirkwehrum.

Tjackleger.

Dieſer Ort iſt eine Fähre über die Leda oberhalb Leer. In alten Zeiten lebte ein Coloniſt Tjack (Tjark) unweit

Rhaude auf seiner Besitzung, die von anderen Leuten wegen des darauf angepflanzten Buschwerks „Tjacks Busch“ (jetzt Tjackebusch) genannt wurde. Dieser Tjack war aber ein Fortschrittler und machte oft zur Stadt Leer. Auf seinen Reisen dahin mußte er dann die Leda passiren, die dazumal noch unbedeicht und wild dahinfloß. Da war es denn eine Kunst, das kleine Fährboot, welches er sich in Gemeinschaft mit einem andern Freunde zugelegt hatte, richtig hin und zurück zu führen, so, daß es jedes Mal den besten Landungs- und Lagerplatz traf. Einst fuhren denn auch die Freunde in stockfinstrer Nacht die Fähre und konnten kein Ufer finden, weil der Fluß ausgetreten war. Tjack bestand darauf, höher (d. h. flußaufwärts) zu fahren, der Freund aber, der sich etwas besser zu orientiren verstand, rief in seiner Sorge laut: „Tjack, leger! Tjack, leger!“ (d. h. stromabwärts). Nun fuhren sie denn „leger“ und fanden ihren alten Landungsplatz, den sie von Stund an „Tjackleger“ tauften.

Negenbargen.

Im Hasslande liegt eine Colonie, Negenbargen genannt, inmitten verschiedener Sanddünen. Hier wohnte vor Zeiten ein Hüne, als noch die Gegend morastig, feucht und uncultivirt war. Seine Ländereien zu verbessern, holte er in einem großen Sacke Sand von den ferne liegenden Sandfeldern. Dies schüttete er auf seine Aecker und erhöhte dieselben. Von dem vielen Tragen war aber der Sack dünn geschabt und als er ihn eines Tages überfüllt heimträgt und über ein Gestrüpp stolpernd, fällt, reißt die Leinwand an vielen Stellen und die herausſprudelnde Erde wird nach allen Seiten hin verschüttet. Als der Riese sich erhebt, erheben sich um ihn herum neun kleine Hügel. Diese läßt er, verdrießlich, wie er ist, ruhig stehen und nannten die Umwohner darnach den Ort: Negenbargen.

*

Die Sagengeſchichte des Störtebeker.

Störtebeker un Güdje Micheel
De beiden roofden like Deel
To Water un nich to Lanne,
Bet dat et Gott in'n Hemel verdroot
Do worden se beid' to Schanne.

So heißt es zu Anfang eines alten Volksliedes, welches noch in einigen Gegenden unſeres Landes zu Hauſe iſt, und wo man dieſen Reim auch nicht mehr kennt, da ſind doch Störtebekers und Gödeke Michaels Namen und Thaten in friſcher Erinnerung geblieben.

Das ſind nämlich gar wilde, kühne und verwegene Seeräuber geweſen, die lange Zeit die Oſtſee und Nordſee unſicher gemacht und viel unſchuldig Blut vergoſſen haben. Beſonders aber hat ſich in dieſer Hinſicht der Störtebeker hervorgethan: „Was ein guter Haken werden will, krümmt ſich ſchon bei Zeiten.“ So iſt's auch Störtebeker ergangen.

Er hat ſchon früh in Hamburg das Rauferhandwerk getrieben und es hierdurch, wie durch Saufen und Spielen, bald dahin gebracht, daß ihn die Hamburger der Stadt verwieſen. Da hat aber das Leben bei ihm erſt recht angefangen. Er iſt nämlich darauf zu dem Vitalienbruder Gödeke Michael gegangen und hat dieſem ſeine Dienſte als Seeräuber angeboten. Dieſer hat ihm nun, um ſeine Kraft zu prüfen, eine eiſerne Kette zum Zerreißen gegeben. Das iſt dem Störtebeker indeß ein Leichtes geweſen und Gödeke Michael hat ihn darauf ohne Weiteres in ſeinen Dienſt genommen und ihn bald zum Mitbefehlshaber ſeiner Flotte gemacht. Mit vielen ſtarkbemannten Schiffen ſind ſie nun, bald zuſammen, bald jeder für ſich, auf Raub ausgegangen.

Auf ihren mannigfachen Kreuz- und Querzügen ſind ſie denn auch nach Oſtfriesland gekommen. Hier fanden ſie bei einigen Häuptlingen gute Aufnahme. Keno ten Broek

erlaubte ihnen ſogar, in dem damals noch an der See liegenden und ihm zugehörenden Flecken Marienhafe ſich zu verſchanzen. Dies thaten ſie denn auch, befeſtigten den Thurm und die Kirche, und hatten ſomit einen Bergeort für ihre Beute, ſowie einen Schlupfwinkel für ſich in Zeiten der Noth gewonnen. Damit der Thurm ihnen als Bake dienen möchte, haben ſie ſelbigen auch bedeutend erhöht. Aus gleicher Abſicht haben ſie auch die Kirche an der einen Seite mit Kupfer, an der andern Seite mit Schiefer gedeckt. Fuhren ſie nun von Marienhafe das Störtebekertief hinunter dem Meere zu, ſo konnten ſie nimmer die Kirche ſehen: denn der Thurm davor deckte ſie. Waren ſie aber erſt auf dem Watt und leukten nach Norden, ſo ſahen ſie die mit Kupfer gedeckte Seite der Kirche und nannten dann die Stelle, wo ſie ſich befanden: „Kooperſand“; ſteuerten ſie aber ein wenig ſüdlich, ſo bekamen ſie die mit Schiefer gedeckte Seite der Kirche in Sicht, und daran erkannten ſie, daß ſie auf dem „Leyſand“ waren. Das war aber alles ſehr klug ausgedacht; denn wenn ſie nun bei der Rückkehr vom Meere mit Beute beladen einlaufen wollten und dann nur auf die einmal gemerkten Zeichen achteten, ſo konnten ſie nimmer die rechte Einfahrt verfehlen.

Mit den Häuptlingen nun ſtanden ſie in gutem Einvernehmen. Dem Störtebeker hat ſogar der mächtige Keno ten Broek ſeine Tochter zur Ehe gegeben. Sonſt ſind ihnen aber alle ſeefahrenden Völker feind geweſen, abſonderlich aber die Hamburger. Dieſe haben ihnen auch manchmal hart zugeſetzt und viele Leute getödtet und Schiffe abgenommen. Doch dem Störtebeker haben ſie nichts anhaben können, denn dieſer trug jederzeit die Reliquien des heiligen Vincentius unter dem Wamms, alſo daß er hieb- und ſchußfeſt war.

Der Störtebeker trug ſeinen Namen von einem großen, ellenhohen Becher, den er in einem Zuge zu leeren vermochte.

Machte er nun Gefangene, ſo mußten ſie, wenn ſie nicht über Bord geworfen werden wollten, entweder ein hohes Löſegeld zahlen, oder den großen Becher in einem Zuge leeren. Die letztere Probe hat aber nur ein Junker Siſſinga aus Groningen beſtanden. Dieſem zu Ehren trug der Becher die plattdeutſche Inſchrift:

Ick Jonker Sissinga van Groninga,
Dronk dees Hensa in een Flensa
Door meen Kraga in meen Maga.

Als der Störtebeker ſchon lange gewirthſchaftet hatte, iſt er zu einer Zeit nach Spanien geſegelt. Da hier aber die Beute nicht ſonderlich groß geweſen, hat er es vorgezogen, wieder nach der Elbmündung zu fahren, und gemeint, die Hamburger würden ihn mehr verdienen laſſen. Dieſe hatten aber davon Bericht erhalten und ſich deshalb bei Helgoland mit ihrer Flotte aufgeſtellt, um den Seeräuber ſtandesgemäß zu empfangen. Deß hat ſich aber der Störtebeker nicht verſehen, ſondern iſt ruhig bei der Inſel Neuwerk vor Anker gegangen. Hier hat ſich nun ein von den Hamburgern abgeſchicktes Blankeneſer Everſchiff hinter das Admiralſchiff „Der rothe Teufel“ geſchlichen und demſelben die Röhre, in welcher ſich das Steuerruder dreht, durch geſchmolzenes Blei feſtgelöthet, worauf die Hamburger mit ihrer Flotte herangeſegelt ſind.

Wie nun der Störtebeker es an der Zeit hält, ihnen aus dem Wege zu gehen, kann er ſein Schiff nicht herum drehen. Er merkt zwar bald, wo es ſteckt und kocht eiligſt einen Topf voll Oel, um damit das Blei wieder zum Schmelzen zu bringen. Doch die Hamburger ſind auch nicht müſſig geweſen während der Zeit. Sie haben bereits ſeine Schiffe geentert, ehe er ſein Vorhaben ausführen kann, und nun beginnt ein mörderiſcher Kampf. Da die Räuber merken, daß es ihr Leben gilt, ſchlagen ſie tapfer drein und es koſtet

den Hamburgern viele Leute und volle drei Tage Zeit, bis ſie die Räuber zur Uebergabe zwingen.

Darauf haben ſie dieſelben im Triumphe nach der Stadt geführet und alsbald alle zum Tode verurtheilt. Wie nun der Störtebeker ſein Todesurtheil vernommen hat, hat es ihm keine ſonderliche Freude gemacht und er hat dem Rath gelobet, wenn man ihn freiließe, ſo wolle er eine ſo große goldene Kette herbeiſchaffen, womit man ganz Hamburg umſpannen könne. Der Rath aber hat ſolches entſchieden ausgeſchlagen.

Als nun bald nachher die Hinrichtung ſtattfinden ſollte, hat's den Störtebeker doch gedauert, daß alle ſeine Kameraden ſeinetwegen ihr Haupt auf den Block legen ſollten und hat gebeten: „Wenn ihr mir den Kopf abgeſchlagen habt, ſo laßt mich gehen. Diejenigen meiner Kameraden, an denen ich ohne Kopf noch vorüberkomme, die mögen am Leben bleiben.“ Dieſe letzte Bitte iſt ihm denn auch gewährt. Als ihm der Kopf nun heruntergeputzt worden iſt, fängt er auch wirklich an zu gehen und kommt noch an elf ſeiner Geſellen vorüber. Da ſtrauchelt er und fällt todt nieder. Den elfen hielt man Wort; die übrigen aber, ihrer zwei und ſiebzig, wurden alle unter Trommelſchlag und Pfeifenklang und unter dem Weinen und Klagen der Hamburger Frauen und Jungfrauen enthauptet. Ihre Köpfe wurden als Siegeszeichen dem Elbſtrand entlang auf Pfähle geſteckt.

Aller Raub, den der Störtebeker zuſammengebracht, fand ſich zu Goldbarren gegoſſen in den hohlen Maſten der Raubſchiffe vor. Das Hemd und die Pantoffeln Störtebekers wurden bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und werden in Emden gezeigt. Zu Marienhafe aber ſpukt es noch zur Nachtzeit, und dies wird alſo erzählt:

Wenn die Thurmuhr die Mitternachtsſtunde verkündet, hört man in den untern Räumen des Thurms ein gewal-

tiges Poltern und lautes Stöhnen; zuweilen auch sieht man dort eine männliche Gestalt wandeln, welche ihren blutigen Kopf unter dem Arm trägt. Das ist ein Räuber aus der Schaar Störtebekers, der, hingerissen von der Schönheit eines edlen weiblichen Wesens nach demselben freite und, da sie seinen Antrag ablehnte, weil sie bereits einem jungen Ritter verlobt war, mit seinen Helfershelfern sie raubte, entführte und in den Thurm zu Marienhafe brachte. Aber die Unglückliche zog den Tod der Schande vor, und stürzte sich aus dem Fenster des Gemaches in die sie verschlingende Fluth.

Der Räuber wurde später enthauptet, aber das Grab konnte ihn nicht halten, er muß wandeln bis zum jüngsten Tage.

Junker und Pfaff.

Zu Breinermoor stand früher eine Capelle, deren Patronat dem Junker von Torenwarf (Papenburg) zubehörte. Man erzählt sich aber davon folgende Sage: Der Junker hatte dem Priester strenge anbefohlen, nicht eher den Gottesdienst zu beginnen, als bis er dazu erschienen sei. Der Weg von Torenwarf bis Breinermoor ist ca. 3 Stunden lang. An einem Festtagmorgen dauert es mit der Ankunft des Junkers sehr lange, so lange, daß dem Priester die Geduld ausgeht. Er denkt, der Patron wird gar nicht erscheinen und beginnt die Messe. Kaum ist das Offertorium zu Ende, so tritt der Junker ungestüm in das Gotteshaus, rennt wüthend mit entblößtem Degen auf den Priester los und streckt ihn sofort todt zur Erde nieder. Für diesen Frevel des Mordes an einer gottgeweihten Person strafte nun der Herrgott den Mörder so, daß er an demselben Tage, an dem der Prediger begraben werden sollte, jählings todt zu Boden fiel und mit dem Priester in einem Grabe bestattet

wurde. — So erzählt man ſich in Völlen, die Breinermoorer aber ſagen, die That ſei in Bakemoor geſchehen. Dieſelbe Sage findet ſich zu Timmel von einem Junker auf Ulbargen, zu Hinte von dem Junker auf Wichhuſen (zu Hinte wird noch der Grabſtein gezeigt, unter dem Beide ruhen, auch trägt dieſer Stein die beiden Todten im Bildniß), zu Süderhuſen von dem Junker einer Burg am großen Meere, davon jetzt nichts mehr bekannt, als die Burgſtelle; zu Groothuſum von einem mächtigen Junker auf Strohburg, zu Sandel im Jever'ſchen und noch an andern Orten Friesslands.

Höllenhunde.

Solcher Hunde zeigen ſich an ſehr vielen Orten unſers lieben engern Vaterlandes, und es mag kaum eine ſchwarze That irgendwo geſchehen ſein, die nicht einen Höllenhund hervorgerufen hätte. Der Glaube an ſie ſtammt aus der Heidenzeit, und manch' ein Fröſteln rufen ſie noch heutzutage hervor. So zeigt ſich ein Cerberus zwiſchen Loga und Logabirum. Hier hauſte einſtmals eine Räuberbande, unter deren Meſſern manch ein Reiſender ſein Leben laſſen mußte. Dieſe Bande führte einen großen ſchwarzen Mordhund mit ſich, der durch die Gewöhnung an Menſchenblut ein ſolches Ungeheuer wurde, daß er mit rollenden feurigen Augen auf die Beute losging und ſie niederriß. Als endlich die landesübliche Polizei der Mordwirthſchaft ein Ende zu machen ſich für befugt hielt, war der Hund nicht zu ſahen. Da jedoch die Bande gänzlich aufgehoben wurde, ſah der Hund das Zweckloſe ſeiner fernerweitigen Exiſtenz ein und änderte ſeine Lebensweiſe. Mit der Zeit wurde er ein Höllenhund, der nur noch des Nachts in der Geiſterſtunde auftritt, und dann blos zum Schrecken der harmloſen Wanderer einher-

ſpaziert, nicht bellt und beißt, und mit dem letzten Schlag plötzlich verſchwindet. — Mit kleinen Varianten über Urſprung, Ausſehen, Thätigkeit erzählt man ſich u. A. von ſolchen Hunden auf der Logaer Schloßallee, zwiſchen Moordorf und Victorbur, zwiſchen Eſens und Langeſtreek, zwiſchen Käkelburg und Inſenhauſen, in Heſel, in Emden, in Neſſe, in Breinermoor, in Bagband u. m. dieſelbe Sage. Charakteriſtiſch iſt die gleiche Größe aller dieſer Hunde, die ſchwarze Farbe, die glühenden, tellergroßen Augen, das Nachtwandeln und das Nichtbellen.

Ihlow.

Dieſer Forſt iſt ſchon ſo alt, als Methuſalem, und iſt zuvor dort, wo er jetzt ſteht, eine ſumpfige, ſchilfbewachſene, große Wieſe geweſen. Da nun Schilf nicht anders denn Ihlen heißt hier zu Lande, ſo haben die in der Gegend wohnenden Eingebornen den erſten Mönch, welcher dort einſiedleriſch ſeine Hütte errichtet und darin gewohnt hat, „de hilge Mann up't Ihlſtück“ genannt. Daher noch jetzt in der Umgegend der Forſt nicht anders denn Ihl heißt.

Mitten in dieſem Forſt liegt ein großer, finſterſchwarz aufgähnender, unergründlich tiefer Teich, deſſen Ränder von hohem Schilf eingefaßt ſind und der von himmelanſtrebenden, kronendurchflochtenen, ſchwarzdüſtern Tannen beſchattet wird. Dieſer Teich mit ſeinem düſtern Ausſehen iſt der Schauplatz einer Geſchichte, die einſt hier vorfiel. Und wohl eben darum, weil ſie hier geſchah, iſt der Teich ſo düſter und nebelhaft, ſind die Tannen ſo melancholiſch, rauſcht das Schilf ſo ſterbegeſangartig, todtenklagähnlich. Denn es begab ſich, daß in der Schola Dei ein junger Münnich aus ritterlichem Blute die Hora ſingen mußte, obgleich er es vorgezogen haben würde, jene holde Fürſtentochter, die nicht weit von

dem Kloſter im fürſtlichen Jagdſchloſſe ſich eben aufhielt und ihm ſchon mehrere Mal an der Foßkuhle und im Kloſtergarten begegnet war, herzinniglich zu umfahen. Denn die Fürſtentochter war dem jungen Manne, der ehedem ſchon zu Hofe geweſen, zugethan und hatte nicht wenig geſtaunt, als er ihr hier im Mönchskleide plötzlich begegnete. Und dies Begegnen hatte zur Folge gehabt, daß Beide in heißer Liebe zu einander entbrannten und nicht von einander laſſen konnten. Darum auch verlängerte die Fürſtentochter ihren Aufenthalt und der Münnich ſeine Spaziergänge. Und weil dies endlich auffiel, ſo legte ſich der Abt, ein finſterer Mann, auf das Spüren und wußte bald die Urſach. Ließ derohalben dem Bruder harte Buß auferlegen und ihn in die Zellen einſperren. Wußte aber trotzdem die Jungfer Liebſte dem Junkherr Liebſten Botſchaft zukommen zu laſſen, wie ſie ihn des Abends am Schloßteich erwarte. Und fand der Liebſte einen Ausweg aus dem Pförtlein, ſo in den Buſch führet, eilte ſehnend, obgleich es ſtockfinſtre Nacht und ein wahrer Sturm war, und die Tannen ächzten und das Wild heulte, zu dem ſehnſüchtig harrenden Liebchen. Doch nicht lange ſollten ſie genießen, denn der teufliſche Abt, welcher nachgeſchlichen kam, und welcher ſelber gern mit der Fürſtentochter zur Liebe wäre eingegangen und darum neidiſch und liebentbrannt war, ſtand plötzlich hinter ihnen und lachte ſo höhniſch auf, daß er wie der leibhaftige Gottſeibeiuns erſchien. Und mit ſeinen nervigten Händen faßte er den Münnich, den Entſetzen lähmte und warf ihn weit hinab in den Teich, der wild ſchäumte und phosphoriſch leuchtete. — Am andern Morgen fanden Jägerburſche am Teiche den todten Körper der ſchönen Fürſtentochter, der Abt aber war für immer verſchwunden. — Und wenn es nun ein ſtürmiſch Wetter wird, ſo geht kein Umwohner Ihle's durch den Forſt, denn laut höhniſch ruft eine Stimme gellend durch

die Tannen: „Hab' ich euch endlich? So will ich dich denn weicher betten, als in den Schooß der Jungfrau!“ Und geſpenſtiſch erhebet ſich eine weiße Frau am Ufer, händeringend und jammernd, bis nur ein leiſes Wimmern mehr ertönt.

Dieſe Sage iſt nach einer andern Lesart ſo zu ändern, daß ein Fürſt ſich in eine Nonne verliebt und dieſe ſich darüber, daß ſie ihm nicht angehören konnte, unglücklich gemacht haben ſoll.

Eine zweite Sage von Ihle iſt:

Das Irrlicht.

An der Südweſtſeite des Forſtes iſt ein großer, jetzt bereits verwachſener Sumpf. In dem zeigt ſich in ſtürmiſchen Nächten ein großes Irrlicht. Dieſes iſt aber kein gewöhnliches Irrlicht, ſondern ein Straf-Irrlicht Gottes. An dem Orte aber, wo das Licht erſcheint, iſt früher ein Teich, und noch früher ein Hügel geweſen. Und auf dem Hügel ſtand eine Capelle, bevor ein Kloſter im Forſte war, und zu dieſer Capelle mußten alle Chriſtenſeelen der Umgegend, auch die jungen Mägdlein, ziehen, um allda zu beten und zu beichten. Der Capellan aber war ein feiſter Pfaff, dem die friſchen Jungfrauen weit mehr in die Augen ſtachen, als Meßgewand und Scapulier. Und er that Uebels an ihnen. Da geſchah es, daß ſein Sündenmaß voll wurde, und daß ſich der Boden öffnete und ihn mitſammt Hügel und Capelle in einer ſchrecklichen Nacht verſchlang. Und damit Gottes Strafgericht und nicht etwa die ſchlechte Bodenart daraus zu erkennen ſei, ſchwebt ſeit jener Nacht das Irrlicht über der Stelle.

Ik laat di wüppen!

As de Toren to Marienhofe rede was, het sück idereen darover freit, un mennigeen het sien Kumm-

herut, as'n seggt, anschoten, un is na boven up den Toren gaan, um sück dat Wark antokieken. Darover was dat hilge Paaskedag worden, un twee Jungs ut't Loog, de 's mörgens bi de Miss mit sungen harrn, wussen nicks beters antofangen, as na de Toren to gaan. Dar maakden se nu een Weddenskupp, well up't eerst mit sien Klumpen an d' Foten boven up d' Toren komen kunn. Dar gungt hen, hest nich, so löppst nich! un dat schälde gien Duum, of se kwammen beide togliek boven an. Darover gung dat van kiefen, well't wunnen harr, un gieneen wull togeven. Up't leste kregen s' nanner in de Haar, un slogen sück as arme Düfels, un de starkste kreeg sien Maat van achter to faten, un mit des stunnen se an de Butenkant. „Hebb ik 't wunnen?" reep he, un drückde hum an de Müür. „Nä!" reep de anner, „'n Schät hest du!" Un na Woorden un Tegenwoorden worden s' all kribbkopter, un t'lest sä de Starke: „Dann laat ick di wüppen!" „Good", röchelde de anner, „ick hebb wunnen!" Un dar leet sien Kamerad hum fallen, un de Jung schoot up d' Kopp hendaal. „Düfel, wat'n Fahrt*)!" sä de Nakieker to sück sülm, un keek ördentliek verschrickt ut. Man unse leeve Herrgott hullt sien Hand boven, un de Faller kwamm gelükkig un bequam up't Hof to liggen, un harr nicks blessürt as sien Holsken, de wassen stücken fallen. As he nu weer upstunn, un de anner noch boven up de Toren staan sagg, reep he un kreet d'rbi: „Per Deum sanctum ego dicam praeceptori", dat is: „Ick willt bi Gott den Mester seggen, dat du mien Holsken stükken maakt hest."

*) Fahrt — hier die „Fallgeschwindigkeit" bezeichnend.

Der offne Sarg.

Zu Dornum im Leichengewölbe ſteht der Sarg eines Kindes, und in dem Sarge liegt ein feines, ſchönes Kind, unverſehrt und wie lebendig. Man erblickt daſſelbe aber durch die Oeffnung am Fußende des Sarges, welche nicht geſchloſſen werden kann. Dies kommt aber daher: Vor langen Jahren lebte ein Graf von Dornum, der hatte ein einzig Mägdlein, das war ſo ſchön und lieblich anzuſchauen, daß man ſich nicht ſatt daran ſehen konnte. Und die Gräfin, des Kindes Mutter, meinte aus dieſem Grunde: ihrem Kinde könne kein Leid geſchehen, auch dürfe es nicht ſterben; und trieb ordentlich eine Abgötterei mit ihm. Es ſtrafte aber der Herr über Tod und Leben die thörichte Mutter alſo, daß ihr Kind plötzlich ſtarb und dennoch ausſah, als ob es lebendig ſei. Da war ſie ohn Maßen traurig und wollte ſich von ihrem todten Liebling nicht trennen. Mußte es aber am Ende doch, und wurde das Mägdlein beigeſetzt. Es ging die Mutter aber ſtündlich zur Gruft und ſah in den Sarg, wo das Kind nicht verweſen wollte und immerfort blühte. Und weil dies eine ärgere Sünde war, denn zuvor, ſo ließ der Herrgott dieſes nicht ungeſtraft. Denn es begab ſich, daß das Fußbrett des Sarges abgeſtoßen am Boden lag, und Jedermann alſo in den Sarg ſehen konnte. Und ſo oft es wieder eingeſetzt wurde, ſo oft lag es wieder abgeſtoßen an der Erde, und mußte der Sarg offen bleiben. Und war dies eine Warnung für alle Chriſtenmenſchen, ein irdiſch Weſen nicht über alles zu lieben. Das erkannte denn auch manch Einer, und war dieſes Gotteszeichen ein Segen im Lande. Als aber die Menſchen überaus klug geworden, und ſolche Zeichen verwarfen, hat man den Sarg ſchließen können und iſt heuer alſo ein Zeichen weniger im Lande. Dieſelbe Sage erzählt man ſich in Grimerſum.

Weert Knurr.

Der Patron der Herrlichkeit Dornum, welcher zwar in ältern Zeiten die Handhabung der hochnoth- und halspeinlichen Juſtiz beſaß, ſpäter aber dieſelbe an den Landesherrn abtreten mußte, ließ im Jahre 1741 einen armen Teufel, Weert Knurr genannt, der unbefugter Weiſe ſein Patrimonium mit Betteln und Mauſereien heimgeſucht hatte, ohne das übliche Gerichtsverfahren und trotz des Proteſtes des Landesfürſten, ſcharfrichtern, um ſein Juſtizrecht geltend zu machen und um ein Exempel zu ſtatuiren für Gaudeeſen, Nettebofen (Netzbuben, vermummte Räuber), Heiden und Taters. Der Unglückliche betheuerte vergebens ſeine Unſchuld, beſchwor vergebens den Patron um Gerechtigkeit, bat um Gnade: umſonſt, er mußte ſterben. Als er zur Richtſtätte, dem Dornumer Vorwerk, geführt worden war, und er nun den bittern Tod vor Augen hatte, rollten ſeine Augen in wilder Verzweiflung, bebten ſeine Lippen vor Uebermaß des Zorns, und in wilder Wuth die Hände ballend und ſie Dornum entgegenſchleudernd, rief er: „Fluch! Fluch auf euch, ihr Mörder!“ Dann fiel ſein Haupt unter dem Schwertſtreich des Nachrichters. Doch der Geiſt des Gerichteten ruht nicht; in jeder Neujahrsnacht, die ſeitdem erſchienen, tritt er ſichtbar auf als eine weiße, blutbeſpritzte Geſtalt, die den Kopf im Arme trägt. Und ſchlägt dann die Geiſterſtunde, ſo kräht in Dornum der Hahn, und der Geiſt macht in demſelben Augenblick einen „Hahnträ“ (Hahnenſchritt) vorwärts, dem Flecken entgegen. Und indem er ſo langſam von dem Richtplatz ab gen Dornum wandelt, wird er es zwar nicht bald, aber doch ſicher erreichen. Und kommt die Stunde, in welcher dies geſchehen wird, ſo iſt der Tag der Rache da und Dornum wird vom wilden Meere verſchlungen werden.

Die quade Foelke.

Die quade, d. i. grauſame Foelke lebte allhier zu Land vor manchen hundert Jahren. Sie war zwar ein Edelfräulein und ſpäter eine Häuptlingsfrau, darnach auch noch adlige Wittib, vermochte ſich aber die Gunſt der Herren Geſchichtſchreiber nicht zu erwerben. Wie das ſo ganz unmöglich geweſen iſt, mag ein Jeder ſelbſt in der Hiſtorie nachleſen. Ganz todt iſt ſie heute noch nicht, trotz ihres hohen Alters lebt ſie wenigſtens an zwei Stellen — im Munde des Volkes. Zuerſt in Dornum. Hier hat ſie nämlich vor Zeiten ihren Schwiegerſohn Attena und deſſen Vater grauſam köpfen laſſen, und iſt dieſe Schuld niemals geſühnt worden. So iſt ſie mit einem Fluche belaſtet, der ſie im Grabe nicht ruhen läßt, und heraus treibt, wenn ein Beſitzer der Herrlichkeit Dornum auf dem Sterbelager liegt und ſeine Sünden weder gebeichtet noch geſühnt hat. Thut er es noch, nachdem ſie ihm erſchienen, ſo hat ihr Geiſt auf lange Zeit Ruhe; ſonſt wandert er ohne Aufhören noch lange Zeit zum Zeichen den Nachgebliebenen.

Der andere Ort iſt Aurich. Hier ſtand die Burg der quaden Foelke an der Stelle, wo jetzt der Piqueurhof ſteht. Da waren tiefe Keller, Brunnen, ſchwarze Verließe, in welchen arme Gefangene ſchmachteten und umkommen mußten. Denn die Foelke war ein Mannweib ohne ein Herz, und führte wohl viel Krieg und Fehde, hatte aber keine Barmherzigkeit mit denen, ſo in ihre Hand geriethen. Als ſie aber kam zu ſterben, und darnach ihre Burg geſchleift und manch ein Gerippe in Ketten gefunden wurde, verſcharrete man auch ihr Gebein in die grauſigen Höhlen. Ihr Geiſt aber durfte im Grabe und vollends im ungeweihten Grabe nicht ruhen, er kam hervor und kommt noch heute zu Tage. Man ſagt aber, ſie ſei erſchienen im weißen Gewande, ſo oft auf dem fürſtlichen Hofgericht ein Unſchuldiger verurtheilt

werden sollte, und nun erscheine sie, wenn dem Besitzer der Burgstelle ein Unglück bevorstehe. Sie werde aber verschwinden, wenn man entdeckt habe, wo ihr Leichnam ruhe und sobald derselbe in geweihter Erde bestattet worden sei.

Der Bär.

Junker Balthasar von Esens war ein kriegs- und beutelustiger Rittersmann und hatte manchen Strauß mit seinen Nachbarn nach rechts und links zu bestehen. Einst hatte man ihn in seiner Veste Esens so hart eingeschlossen, daß an kein Entkommen zu denken war. Eine regelrechte Belagerung trat ein, als der Junker sich trotzdem permanent weigerte, die Stadt zu übergeben. Bald brach eine Hungersnoth in der schlecht verproviantirten Stadt aus, und das Loth Kaffee kam, wie früher einmal in Naumburg, auf 18 Pfennige. Nun hörte man bereits davon im Lager der Feinde munkeln und die Aussichten standen für Balthasar schlecht, wenn da nicht eine schwarze Creatur, ein Biest, so man Bär nennet, gewesen wäre, welches die Esenser vom Verderben errettete. Dieser Bär nämlich, der nebst seinem Führer mit eingeschlossen worden war, fand nichts, seinen Hunger zu stillen. Da er also fast transparent geworden, suchte er in stiller Verzweiflung eine Stätte, auf welcher er ungestört in die Unsichtbarkeit hinübergehen könnte. Der Zufall führte ihn in den Stadtthurm, und mit der Oertlichkeit unbekannt, erkletterte er die Stiegen, die ihn nach oben führten. Da stand er nun an der Brüstung und schaute hinab auf das Lager der Feinde. Und die Belagerer erschauten von unten das grimme Thier, welches wüthend brüllte und mit seinen Tatzen das Mauerwerk zerriß, als es ihm klar geworden war, daß sein Hunger durch die da unten erzeugt würde. Und wie das Thier so muthig und heraus-

fordernd erſchien, meinte man: da möge der Heuker noch länger Belagerer ſpielen, Wagenburgen um die Stadt ſchlagen und unnütz Pfeile verſchießen. Nicht lange währte es, da war auch kein Feind mehr vor Eſens zu erſchauen, und es herrſchte großer Jubel im Städtchen, und der Bär bekam zu freſſen, ſo viel er wollte, und darnach nahm man ihn und ſetzte ihn in das Stadtwappen, welches zuvor ein einfaches, kahles Feld darſtellte.

Marenholter.

Saudhorſt iſt lange Zeit ein fürſtlich Luſtſchloß geweſen, bis eine Geſchichte daſelbſt vorfiel, die ſchaurig anzuhören iſt. Denn da war in Oſtfriesland eine Fürſtin, die an ihres unmündigen Sohnes Statt regierte. Und die Fürſtin hatte einen Rath, der hieß Marenholz, von dem Manne ließ ſie ſich gänzlich lenken und leiten. Der Marenholz aber mißbrauchte das Vertrauen ſeiner Herrin und that, was ihm gefiel. Und als nun darnach der junge Fürſt majorenn geworden war, kam er von ſeinen Reiſen heim und hörte viel Klagen über die Regierung ſeiner Mutter und ihres Rathes. Auch hörte er heimlich reden von der großen Gnade, in welcher der Rath bei der Mutter ſtände und noch andere heimliche Dinge. Da ward er höchlich erzürnet, eilte gen Aurich, trat ſofort die Regierung an und ließ den Edelmann gefangen ſetzen. Und weil es ihn wurmte, daß man im Lande meinte, die Fürſtin werde ihrem Liebling nichts zu Leide thun laſſen, ließ er dem Marenholz den Proceß machen. Und das Gericht ſprach die Sentenz: der Rath ſei des Todes ſchuldig. Da das die Fürſtin Mutter hörte, eilte ſie, ihren Sohn zu bewegen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Aber vergebens war ihr Flehen, vergebens das Jammern und Bitten der Frau und Kinder des Marenholz, der junge

Fürſt blieb unerbittlich und hart. Schon am dritten Tage war das Gerüſt aufgeſchlagen, auf dem der Henker ſeinen Dienſt thun ſollte. Zum Ort der Hinrichtung war das Jagdſchloß Sandhorſt beſtimmt worden, wo der Rath ſo manche frohe Stunde verbracht hatte. Als nun der Marenholz auf dem Block lag und des Streiches wartete, ſah er durch das Fenſter die Krone eines Apfelbaumes ragen, und er erkannte den Lieblingsbaum ſeiner Herrin. Da rief er: „So wahr dieſer Baum von jetzt an blutrothe Aepfel tragen wird, ſo wahr bin ich unſchuldig an den Verbrechen, deren der Fürſt mich bezichtigt!“ Da fiel das Meſſer und trennte den Kopf vom Rumpfe. Und der Frühling kam, und der Baum fing an zu blühen, und es wurde Herbſt, und er trug blutrothe Aepfel, da er doch zuvor gelbliche Frucht gebracht hatte. Und die Fürſtin ließ ihrem Sohne ſagen: „Du biſt der Mörder eines Unſchuldigen, den ich liebte; ich will hinfort Dich nimmer ſehen“, ſammelte ihr Hab und Gut und zog ferne ab in ihrer Eltern Land. Den jungen Fürſten aber durchſchauerte es jedesmal, wenn er in Sandhorſt zur Jagd war und den Baum ſah, ließ auch den Baum umhauen, und zuletzt das Schloß verkaufen. Doch immer wieder ſproßten die Wurzeln aus und trieben Schößlinge mit blutrothen Früchten, ſo daß viele Menſchen, die darin Gottes Finger erkannten, von den Kernen dieſer Frucht pflanzten und ſo der Baum durch's ganze Land verbreitet wurde; und heißt noch heutzutage dieſer Apfel durch ganz Oſtfriesland: Marenholter.

Das Teufelsſchiff.

Auf den Kanzlern der oſtfrieſiſchen Fürſten hat faſt immer der Vorwurf geruht, daß ſie nicht zu Landes Wohl, ſondern zu Landes Wehe ihre Dienſte gethan. Keinem von Allen

aber hat man mit ſolch wahrer Freude zum Abſchiede „Fahr wohl!“ nachgerufen, als dem Kanzler Juſtus von Wetter. Dieſer Wetter war eine wahre Landplage, eine Geißel den Unterthanen. Beſonders litten die Stiefkinder des oſtfrieſiſchen Fürſtenhauſes, die Harlländer, unter ſeinem harten Regiment. Daher es ihnen wie eine Laſt vom Herzen fiel, als es hieß: der Kanzler hat ſeine ſchwarze Seele ausgehaucht. — Man erzählt ſich aber den Tod und den Heimgang des Wetter im Harllande, wie folgt: In jener Nacht, wo der Kanzler auf ſeinem Sterbebette lag, erſchien der Teufel und forderte die Angehörigen des Sterbenden auf, ſich zu entfernen, da er allein das Recht habe, die Seele in Empfang zu nehmen und nach der Hölle zu führen. Als dies geſchehen war, drehte der Teufel dem Hülfloſen den Nacken um, zog ihm die Seele aus dem Halſe und flog damit von dannen, der Küſte zu, wo das Höllenſchiff zur Abfahrt bereit lag. Noch wußte kein Menſch im Harllande vom Tode des Wetter, da erſchienen früh Morgens im Hafen von Harlingerſiel Schiffer von den Inſeln Langeoog und Spiekeroog, welche mit verſtörtem Angeſicht berichteten: Wir lagen zur Nacht auf dem Watt hinter unſern Netzen und fuhren langſam weiter fiſchend der Küſte zu. Gerade wie es zwölf Uhr war, ſegelte geräuſchlos und geſpenſtiſch ein völlig ſchwarzes Schiff mit allen Segeln, die ebenfalls pechſchwarz waren, windeinwärts an uns vorüber. Es war ein wunderliches Leben an Bord und obgleich es finſtre Nacht war, ſahen wir deutlich die Mannſchaft, welche aus vielen hundert Teufeln beſtand, an Deck und im Tauwerk wirthſchaften. Und hinten am Ruder ſtand ein Teufel, ſchrecklicher als alle andern anzuſehen, der hielt in ſeinen furchtbaren Klauen ein weißes Ding, das ſich winſelnd hin und her wand und bisweilen, wenn der Satan es kneipte, jammernd aufſchrie. Und wie waren wir erſchrocken, als unſere

Schiffe zuerſt plötzlich zur Seite geworfen wurden und dann wie feſtgebannt dalagen, und eine ſchrille Stimme uns zurief: „Sagt euren Landsleuten, der Teufel holte dieſe Nacht den Kanzler fort!“ Und dann war das Teufelsſchiff plötzlich hinten auf hoher See und ein Hohngelächter klang aus weiter Ferne zu uns herüber. Eilend ſind wir da fortgefahren, um von der unheimlichen Stelle zu entkommen. Da war denn ob dieſer Nachricht große Freude im Lande und noch heute ſagt man: dem Kanzler ſei groß Recht geſchehen.

Gnädig, Herr Düvel!

In Hollen stunn vör Tiden 'n groote Plaats, un de Bur dervan harrt good staan. Man he harr ook völe Nieders, de hum de Stä un de Geldwinnen nich günnen wassen. De Bur harr nu een Naber, dat was 'n wahren Foss, de all mennig krumm Ding liek maakt harr, versteit sück, wenn't to sien egen Bekummst was. Disse Naber simeleerde so lang hen, dat he wuss, wat d'r to doon was, um de dicke Bur van sien Plaats to verjagen. Un de Infall, de he kregen harr, was: he wull inssen de Düvel spölen. Gedocht, gedaan! Mussje Bur was 'n Bangschieter, de m' woll mit'n Blase vull Bohnen an de Maan jagen kunn, un so verkledde sück de leeve Naber in'n Gespök, wat in siner Art heel prinzheerelk utsach. Mit vergrellde, gleinige Oogen, 'n fürfretende Beck, Düvelsklauen, Kohsteert un Horens schoof unse Maat nu 's Nachts vör de Bur sien Bedde. 'n paar Nachten nanander leet disse sück dat Angstschweet dör de Unnerbüksen rullen, un kunn vör Benautheit gien Lücht kriegen, man do kreeg he Hülpe. Dat was aberst so: Wenn m' van'n Düvel spreckt, is he up't dichtste

bi, un wenn m' as Düvel spöökt, dann hett he een all in sien Griepers, un so kunn de Olle dat ook nich langer ankieken, dat sien Stellvertreder dar boven up d' Gast sükse Knepen bedreef. As dat darüm de darde Avend weer löss gaan schull, bugseerde he sück in sien fienste Uptogg ut de Helle herut, un kreeg ook good un woll sien Kumpenjohn nett akk'rat in den Oogenblick bi de Kanshaken to faten, as he de Bur vertellde, dat't nu Sanct Matthäi am lessden wesen schull. Herr du meines Lebens, wat verfärde sück unse nëe Düfel, as de Olle hum 'n Dufenknäp so recht in de Muffert gaff. He kunn sück haast heel nich bemüntern, as nu ook noch de fileinige Frage kwamm: „Well büst du?" Man uptlest kreeg he sien Fiven weer binanner und jammerde un huulde: „Gnädig, Herr Düvel, ick bün ook'n Gespöök!" — „Du erbarmelke Goddsblood!" reep do de Düvel, „wat wullst du woll wesen?!" un schüppde hum ut de Döre un gaff hum 'n Trapp up sien Foot: „Loop an de Bliksem!" Un de Trapp moot good west wesen, denn van Stünn an humpelde de Kerel, un de Nakomen, de he kreeg, hebben hen to van Dage to dat Teeken van de Hoof an hör rechter Foot.

Toquard.

War an dieſem Ort (im Harlland) ein Großknecht uud ein Kleinknecht beiſammen dem Bauer dienſtbar, und ſpielte der Großknecht den Prahlhans gegenüber dem Kleinknecht. Mußte letzterer des Abends die Pferde zur Koppel reiten, und ſann der Großknecht darauf, ihm einen Schabernack zu ſpielen. Fragte ihn derohalben, ob er ſich des Abends nicht fürchte, ſo allein den weiten Weg hin und her zu machen,

und verneinte der Kleinknecht solches. Vermummte sich aber dennoch der Großknecht eines Abends, und stellte sich an einem Kreuzwege recht wie ein Gespenst auf. Kommt nun der Andere wohlgemuth von der Koppel zurück und siehet die weiße Gestalt stehen. Fürchtet sich aber nicht im Mindesten und will vorübergehen, als plötzlich neben der ersten Gestalt sich eine zweite kleinere zeigt, die mit ganz erschrecklicher Stimme fragt: „Well büst du?“ Die große Gestalt erschrickt und fährt sichtbarlich zusammen, antwortet aber dennoch zitternd: „Dat geit di nich an!“ „Wat wullt du?“ fragt der kleine Spuk wieder. „Dat sünt mien Saken!“ antwortet der Große. Da streckt der kleine Spuk eine Tatze aus und fährt damit der großen Gestalt über's Gesicht. Bei dieser Berührung verliert dieselbe das Gleichgewicht und nimmt den Weg zwischen die Beine. Als das der Kleine sieht, fährt er dem Großen in Eile nach und es entsteht ein wildes Wettrennen. Der Kleinknecht aber, der von Allem dem nichts begreift, siehet, daß der Flüchtling von dem Verfolger fast schon eingeholt ist, und ruft mit schallender Stimme: „Groot Düvel, wäär (beeile) di, lütje Düvel kriggt di!“ Dieser hat ihn aber schon und würgt ihn. Als der Kleinknecht nun hinzuläuft, liegt die große Gestalt am Boden, die kleine ist verschwunden. Da merkt der Kleinknecht, daß es der Teufel gewesen, der einem falschen Teufel übel mitgespielet. Ruft also Hülfe herbei und findet sich, daß der Großknecht wie todt am Boden lieget. Und hatte derselbe Zeit seines Lebens die Spuren der Teufelskrallen im Gesicht und am Halse zu tragen und war ihm die Lust vergangen, den Teufel noch einmal spielen zu wollen.

Die Teufelsfuhrt.

Der Hammpool bei Völlen ist ein großer Sumpf gewesen, welcher die Grenze zwischen Ostfriesland und Mün-

ſterland bildete. Jetzt bildet er zwar noch die Grenze, iſt aber ſeiner Länge nach von dem Papenburger Emskanal durchſchnitten und im Uebrigen trocken gelegt. Vor Zeiten war der Hammpool mit Menſchenfüßen nicht zu paſſiren; nur wer fliegen konnte, wie der Vogel, kam lebendig hinüber. Mancher, der der Gegend unkundig, geradeaus reiſete, mußte elendig im Schlamme erſticken. Da waren nun die Münſterländer, ein wüſtes Volk, die fielen ohne Urſach oft in Oſtfriesland ein, plünderten, brannten und raubten. Hatten deshalb die Oſtfrieſen zum Grenzſchutz die Schanzen zu Diele, Velge, Halte, Völlen, Steenfelde, Rhaude, Riuzeldörp, Stickhauſen und Lengen angelegt, und hofften, damit Ruhe vor den Leuten aus dem Fürſteenenland (Land, wo die Kieſel wachſen) zu haben. Längere Zeit hielten dieſe ſich ruhig, da aber brachen ſie urplötzlich über Nacht in Völlen ein, wo man, durch den Hammpool geſchützt, am allerwenigſten einen Angriff vermuthete. Aber vom „Stür Münſter“ (Steure den Münſterern), der berühmten Völlener Hauptſchanze aus wehrte man ſich tapfer und wagte gen Morgen einen Ausfall auf die Mordbrenner. Derſelbe führte zum Siege, und die Münſterleute zogen eilig ab. Als es voller Tag geworden war, ging man ihrer Fährte nach und war nicht wenig erſtaunt, zu finden, daß dieſelbe gerade auf den Hammpool wies. Und noch mehr erſchrak man, als man in dieſem eine zuvor nie gekannte Fuhrt entdeckte. Da war „Holland in Noth!“ und mit größter Genauigkeit ſuchte man die Tiefe der Fuhrt zu ermitteln. Aber, o Wunder! ſie war bodenlos, und Grauſen ergriff Alle, als man neben der Fuhrt in dem weichen Schlamme ganz deutlich und wohlerhalten eine einzelne Fußſpur fand, die abwechſelnd von einem Menſchen- und einem Pferdefuß eingetreten war. Da wurde es klar, daß in dieſer Nacht der Teufel der Verbündete der Feinde geweſen ſei. Die Spur aber blieb noch lange nachher ſichtbar.

Prieſter und Teufel.

Von jeher hat der Teufel es alſo gehalten, daß er den frömmſten Menſchen am häufigſten nachſtellte und ſie hart plagte, quälte und neckte. Und wer nicht gleich die richtigen Mittel wählte, den Teufel zu bannen, der hatte ſtets von ihm zu leiden. So war da auch in Grimerſum ein Gottesmann, ſeines Zeichens ein Prieſter. Der hatte ein groß Gerücht von Frömmigkeit weithin durch das Land und aller Augen ſahen auf ihn, wie er ſo außerordentlich eifrig war im Dienſte des Herrn. Und beſuchte eines Tages dieſer fromme Mann ſeinen Confrater in Greetſiel, der ihm nacheiferte in ſeinem Thun und Wirken, in Wort und Wandel. Es vertieften ſich aber die beiden geiſtlichen Herren ſo ſehr in ein Geſpräch über den Satanas und ſeine Schleicherei, daß ſie gar nicht merkten, wie allmählig die Zeit gen Mitternacht vorſchritt. Da ſchlug es elf vom Thurme, der Grimerſumer Gottesmann erhob ſich und nahm Abſchied. Er hatte einen weiten Weg zu machen und ihn umgab finſtre Nacht. Aus der Ferne trug der Wind die Schläge einer Thurmglocke zu ihm herüber, als er eben Middelſtewehr paſſiren wollte. Da, er überſchritt juſt einen Graben, ſtand plötzlich ein Weſen vor ihm, welches nicht von der Stelle wich und mit tiefer Stimme fragte: „Biſt du ein Kind des Lichts oder der Finſterniß?“ Der Prieſter antwortete: „Ich hoffe, ein Kind des Lichts ſein zu dürfen.“ Da lachte die Geſtalt höhniſch auf und rief: „Was thuſt du denn hier zur Mitternacht auf meinem Wege?“ Da merkte der Pfarrherr, daß ſein Gegner der Teufel ſei, der ihm den Weg verſperren wolle und eilte ſeitab dem nächſten Hauſe zu, um ſich ein Licht zu holen, auf daß er den Satanas leibhaftig ſehen möge. Als er nun zurückkehrte, war Satanas verſchwunden und klopfte im ſelben Augenblick an die Thür des Pfarrhauſes zu Grimerſum, wo die Magd öffnete, und nicht

anders vermeinte, als daß ihr Herr endlich heimgekehrt sei, denn Satan blendete ihre Augen. Als nun nach einer Weile noch einmal angepocht wurde, getraute sie sich nicht zu öffnen, und erwiderte ihrem Herrn, als er sagte: „Oeffne mir, ich bin ja dein Herr!“: „Der ist ja schon darinnen!“ Da antwortete der Pfarrherr: „Ich weiß es schon, laß mich nur noch einmal ein!“ Da ließ sie ihn ein, und sah, wie er stracks in sein Bücherzimmer eintrat und wie alsbald ein wunderbares Gespräch durch das Haus ertönte, dann leise, dann stürmisch, dann klang es wie ein Hohngelächter, dann wie ein Bibelspruch oder Vaterunser. Und so ging es, bis es vom Thurme eins schlug, da fuhr der Satan mit Geschrei und Gestänke ab und ließ von der Zeit an den Pfarrherrn in Ruhe.

Der Stein zu Burhafe.

Am Kirchhofsthore zu Burhafe (Harlland) liegt ein großer Stein, welcher durch eines Menschen Hand dahin gebracht, die sonderlich vom Teufel dazu veranlaßt worden ist. Dies hat sich aber also zugetragen: In alten Zeiten lebte zu Burhafe ein Priester, der war sehr fromm und gottesfürchtig. Und eben deshalb hatte der Teufel seine Lust daran, ihn zu quälen und zu plagen, so daß der Arme nicht wußte, wo aus noch ein. Es erschien aber der Teufel in ganz absonderlicher Weise, so daß nur ein Gottesmann, wie der Priester, es merken konnte, daß es der Teufel sei, der ihn so versuche. So saß der Priester an einem Wochentage in seinem Bücherzimmer und las mit Fleiß die alten heiligen Kirchenväter. Da trat mit einem Male vor ihn hin der heilige Vater Antonius, begrüßte ihn und fing an, sich mit ihm zu unterreden. Zuerst sprach derselbe gar ehrbar und züchtiglich, unvermerkt aber führte er das Gespräch auf die

fleiſchlichen Lüſte und riß den frommen Prieſter unwiderſtehlich hin, auf ſeine lüſternen Worte zu lauſchen, und zugleich verwandelte er ſich in eine ſchöne, üppige Jungfrau, deren glühender Athem gar begehrlich redete. Da, in höchſter Noth, ſchaute der Prieſter aufwärts, und erblickte das Bild des Gekreuzigten und hob die Hände auf zu demſelben um Rettung. Sogleich verwandelte ſich die Jungfrau unter gräßlichem Geſchrei in einen Höllendrachen, der zum offenen Fenſter ausfuhr, Schwefel- und Peſtſtank hinterlaſſend.

Zu einer andern Zeit ſaß der Prieſter in ſeinem Garten und erquickte ſich am ſaftigen Obſt, da erſchien der Teufel in Geſtalt eines Reiſenden, der ſich für einen Gärtner ausgab und dem Pfarrherrn ſchöne Trauben anbot. Der Pfarrherr ließ ſich bethören und kaufte etwelche. Als er ſie aber eſſen wollte, wurde er ſo ſeltſamlich erregt von dem Würzdufte derſelben, daß er faſt wäre nackend gegangen, derohalben er ein Kreuz ſchlug und zu Gott betete, er möge ihn vom Diabolos erretten. Da fuhr der Satan ab von ihm und rief ihm hohnlachend zu: „Endlich fange ich dich Tuckmäuſer doch!“

Darnach wollte der Prieſter einſt zur Metten in die Kirche gehen, da ſaß Satan über der Kirchen in der Luft, und machte ein Lärmen, daß das ganze Dorf zuſammenlief; er vergaukelte aber der Leute Augen, daß ſie ihren Prieſter am Arme eines ſchändlichen Weibsbildes daher kommen ſahen, und wurden darob höchlich erzürnet und ſtellten den Prieſter ungebührlich zur Rede. Da betheuerte dieſer, es ſei alles Blendwerk des Satans geweſen, und ſchwur, ſo wahr er jenen großen Stein, der dort hinten auf dem Felde läge, allein und ohne Hülfe an die Kirchhofthür tragen wolle, ſo wahr ſei er unſchuldig an dem, deſſen man ihn bezüchtige. Und er ergriff den Stein und trug ihn ohne ſonderliche Mühe an den angegebenen Ort. Da hub der Satan ſich

ab und ließ den Gottesmann fürder in Ruhe. Der Stein aber liegt noch heutigen Tages am ſelben Ort zum ewigen Angedenken.

Das Geiſterſchiff.

Als noch die Stadt Emden im ſchönſten Flor ſtand, die Ems unter den Stadtmauern dahinfloß und Schiffe aller Länder und Völker den Hafen füllten, begab es ſich einmal, daß ein gewaltiger Sturm aus Nordweſt losbrach, der das Waſſer der Nordſee in ungeheuren Maſſen und Wellen der Stadt zuwälzte, ſo daß es ordentlich eine Noth wurde. In dieſem Wetter lief ein großes ſtädtiſches Kauffahrteiſchiff, das lange auf fremden und fernen Meeren „geſchwalkt“ hatte, bei der Einfahrt in die Ems bereits ſignaliſirt worden war und nun ſehnlichſt erwartet wurde, des Nachts mit vollen Segeln an die Stadt. Schon war es nahe vor der Hafenmündung unweit der langen Brücke, nahe dem ſchützenden Delft, ſchon ſah man im Scheine der aufgehißten Laternen, die hin und her ſchlugen, die dunklen Geſtalten der Seeleute ſich auf- und abbewegen, ſchon hörte man den Commandoruf des den Sturm mit Macht übertönenden Capitäns, hörte das Raſſeln des ſchweren Ankers, der nieder in die Tiefe ging, da: — mit einem Male brach eine ſo hölliſche Windsbraut einher, wirbelten die Waſſerberge ſo ſchrecklich in die Luft hinein, heulte und pfiff der Wind ſo gellend und eigenthümlich, daß es ein Schauder für die am Hafen ſtehenden Zuſchauer war. Das Schiff wurde plötzlich erfaßt, emporgehoben, niedergetaucht und wieder mit einem Ruck aufgehoben, herumgewirbelt und dann in die Tiefe hinabgeſtampft. Ein gräßlicher Nothſchrei ertönte vom Deck, vierzig wettergebräunte Seeleute, faſt alle Emder Söhne, ſollten hier im Angeſicht ihrer Vaterſtadt, im Angeſicht ihrer am Kai ſtehen-

den Eltern und Geschwister so jämmerlich zu Grunde gehen!? „Wo ist die Barge?“ rief man am Ufer, aber der Hafenschließer wies in den Delft auf das von ihm dort angeschlossen gehaltene Wachtboot, und sagte kalt und fühllos: „Die Barge bleibt hier, es wäre nutzlos, sie ausgehen zu lassen; auch hat Elfert Giesberts es nicht besser verdient, als es ihm jetzt geschenkt wird da draußen!“ Denn der so benannte Capitän des Schiffes, das da außen eben unterging, war der erklärte Feind des Baumschließers, und der Schließer kannte nicht das Wort der heiligen Schrift: „Liebet eure Feinde“, sondern wußte nur von dem Worte: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Und obgleich der Schließer Nachricht davon hatte, daß sein eigner Sohn an Bord des Kauffahrers sei, so war doch der Haß gegen den Capitain in seinem Herzen so groß, daß er keine Hand zur Rettung der Mannschaft ansetzte. Und als man ihn nun gezwungen hatte, den Schlüssel herzugeben, da war es längst zu spät. Mit Mann und Maus war das Schiff versunken in dem Wirbel der Wasserberge, und höhnisch pfiffen die Winde über die Stadtmauer hin.

Aber noch immer, wenn ein Sturm aus Nordwest heranzieht, die Wasser der See an den Deich hinan rasen, die Luft ächzt und stöhnt und die Winde gellen und heulen, sieht man in rabenschwarzer Mitternacht ein Geisterschiff in bläulichen Lichtschimmer eingehüllt heranstürmen, hört man das Klappern der Taue, das Rasseln der Ketten, das Rufen des Capitains und den mark- und beinerschütternden Angst- und Todesschrei der Sterbenden. Und wer den Schrei hört, fährt schauernd zusammen und eilt von jener Unglücksstätte hinweg.

Der Brautmord.

In dem kleinen Orte Wichte im Norderland liegt hart am Wege ein grüner Hügel, der trug vor Zeiten eine feſte Burg, die weit von allen Seiten zu erblicken war; und darin wohnte ein mächtiger Häuptling, Lütet van de Broek.

Ritter Lütet hatte eine Braut, die ſchöne Hima von Berum, die er mit ritterlicher Minne als ſein treueigen hielt, und die auch ihm hinwiederum ewige Liebe beim Kreuze des Erlöſers geſchworen hatte.

Da begab es ſich zu einer Zeit, daß ein ferne im Stadlande wohnender Anverwandter dem Ritter die Ehre ſchändete, und darob gezüchtiget werden ſollte. Die Rüſtungen zum Kampfe waren beendet, Lütet wollte mit ſeinen Reiſigen ausziehen, noch einmal flog er auf ſeinem ſchnellen Roß gen Berum, der Geliebten Lebewohl zu ſagen. Schwer war der Abſchied, die ſchöne Hima wollte ihren Liebſten nicht ziehen laſſen, doch es mußte ſein; noch einmal ſchwuren ſich Beide ewige Liebe, noch einmal und nun die letzte Umarmung; dahin ſauſte das Roß.

Die Fehde zog ſich in die Länge, länger als ein Jahr verfloß, bis Lütet heimkehren konnte. Er naht ſich dem Nordergau, naht ſich ſeiner Burg, doch es iſt ſchon Nacht geworden. Was thut's? er muß hinüber zur Liebſten! Er ſpornt das müde Roß und eilt dem Berumer Schloſſe zu, eilt, um ſich von ſeiner Hima jubelnd begrüßt zu ſehen. Schon hat er das Thor erreicht, einem erſchreckenden Diener den Zügel zugeworfen, und ſteigt flüchtigen Laufs, aber recht leiſe, die Treppe hinan. Schon hat er den Corridor erreicht, noch zwei Schritte, da ſteht er an der Thür, die ihn ſo manchmal eingelaſſen; er öffnet ſie und — — ſieht ſeine Hima in den Armen eines Buhlen liegen! Entſetzlich! Lütet iſt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, und mit dem Aufſchrei: „Schlange, du falſche, ſo büß' deine Untreu' mit

dem Tode!“ zieht er sein Schwert und durchbohrt in wildem Zorne das Herz seiner Hima. Dann stürzt er davon und ersticht sich ebenfalls. Sein Geist aber findet im Grabe keine Ruhe und wandelt zur Nacht, wenn es vom nahen Hager Kirchthurme die Mitternacht schlägt, verzweiflungsvoll am Ort der That auf und ab.

Die Mordflamme.

Am Mittellauf der Ems, da, wo dieselbe den münsterschen Boden verläßt und in Ostfriesland eintritt, liegt der schöne Ort Halte. Eine stark frequentirte Fähre führt hier seit langen Zeiten über den Fluß. Lang, lang ist's her, da stand zu Halte eine große Burg, die einem Grafen aus Oesterreich oder Baiern zugehörte, so sagten es die Bewohner Völlen's und Velge's wenigstens. Der Besitzer war ein äußerst freundlicher Mann, gastfrei, liebenswürdig und zuvorkommend gegen Jedermann. Seine Fähre wurde von zweien seiner Knechte, wahren Hünen, prompt bedient. Und da man hier Tag und Nacht passiren konnte, war der Zudrang an Reisenden von und nach Münsterland sehr stark. Damit des Nachts der Landungsplatz nicht verfehlt werden konnte, brannte in einem Fenster der Burg eine breite blitzblaue Flamme. Zu der Zeit führte mancher Reisende bei der großen Unsicherheit der Wege einen tüchtigen Hund als Schutz mit sich. So reisete auch ein reicher Kaufherr von Münster aus mit seinem Hunde nach Ostfriesland, kam des Abends sehr spät an die Halter Fähre und stieg in das Fährboot. Sein Hund wollte indessen durchaus nicht hinein, sondern stand zornig murksend am Ufer und schnappte nach den Händen der Fährknechte, wenn diese ihn greifen wollten. „Laßt das Thier“, meinte der Kaufmann, „es wird schon nachkommen, wenn es uns abfahren sieht!“

„Oder“, meinte der eine Knecht, „es kann ja, wenn es ihm beliebt, seinen Weg allein zurückmachen, daher es ist gekommen“ — und lachte dabei höhnisch auf. Dies mißfiel dem Kaufherrn und nicht ganz ohne Beklemmung fuhr er ohne seinen Hund ab, bemerkte aber bald, wie dieser laut aufheulend in's Wasser sprang und seitwärts dem Boote mitschwamm. Als man mitten auf der Ems war, durchzuckte plötzlich die blitzblaue Flamme ein feiner rother Strahl, wie wenn ein Schwert zumal den Kopf spaltet, und im selben Augenblick fühlte der Kaufherr einen wuchtigen Schlag auf seinen Kopf, so daß er ohne Besinnung hinstürzte und der Länge nach im Boot lag. Hatte aber der Kaufherr die rothe Flamme und den Schlag noch bemerkt, so hatten die Fährknechte nicht bemerkt, wie leise der Hund an das Boot herangekommen war und nun mit einem Satze sofort dem einen der Knechte, der da den Schlag geführt, an die Gurgel sprang und ihn würgte, und dann mit solcher Wucht und Schnelligkeit auf den andern zufuhr, daß dieser, der zu rudern saß, augenblicklich durch den Stoß und Prall nach rücklings so hart mit dem Kopfe aufschlug, daß er wie der Kaufmann dalag. So führte der Strom das Boot seinen eigenen Weg die Ems hinab und als im Morgengrauen ein fürstliches Convoischiff unterhalb Leer das Boot aufpickte, fand man den Kaufmann zwar noch betäubt, doch sonst wohl und gesund, den Hund mit fletschenden Zähnen über dem ebenfalls lebenden Fährknecht stehend, und den andern Knecht todt in seinem Blute liegend. — Ein Fähnlein Landsknechte wurde abgesandt, den Burggrafen gefangen nach Leerort zu führen, um die Sache dort untersuchen zu können, als dieses aber in Halte ankam, war der Vogel bereits ausgeflogen. Nun schöpfte man erst recht Verdacht, und da in den letzten Jahren dunkle Gerüchte über eine Mörderbande im Lande aufgetaucht waren, und manch ein Reisender spurlos ver-

ſchwunden war, ſo durchſtöberte man die Burg und fand in derſelben eine tiefe Mordgrube voller Leichen und Todtengebeine. Als nun die Männer darob Entſetzen und Wuth ergriff, wurde der Knecht gefoltert, und bekannte derſelbe, daß ſein Herr ein berüchtigter Mörder vom Oberland und er ſein Spießgeſelle ſei, und daß ſie gemeinſam die Reiſenden gemordet und dann geplündert hätten. Da wurde der Knecht in Egels gerädert, die Burg zu Halte zerſtört, der Mordbrunnen mit Weihwaſſer beſprengt und darauf verſchüttet. Seitdem aber zeigt ſich noch oft in ſtillen Nächten eine blitzblaue Flamme in der Luft gerade an der Stelle, wo vordem die Mordflamme brannte, und heult ein großer Hund, wenn ein Reiſender des Nachts überfahren will.

Das Rieſenſchiff.

In den frieſiſchen Landen erzählt man ſich davon, wie folgt: Vor tauſend und etlichen Jahren, als noch Schottland mit Norwegen zuſammenhing, und eben erſt die See ſich den Canal zwiſchen Dover und Calais gegraben hatte, befuhr ein ungeheures Schiff, de Mannigfual genannt, den atlantiſchen Ocean. Das war ein Fahrzeug von coloſſalen Dimenſionen. Wenn auf dem Quarterdeck der Capitain Befehle an den Vordermaſt geben wollte, ſo mußte ein dazu immer bereit ſtehender Reiter aufſitzen und vierzehn Tage lang im geſtreckten Galopp jagen, bis er auf das Vordeck zu den Matroſen kam. Schneller auszuführende Commandos wurden durch einige hundert in gleichen Abſtänden poſtirte Trompeter weiter ſignaliſirt. Die Matroſen, die vorne arbeiteten, bekamen das Hinterdeck in ihrem Leben nicht zu ſehen, und umgekehrt die am Ruder befindlichen das Vorderdeck nicht. Eine Schaar Matroſen befand ſich ſtets

in den Maſten, die ſo hoch waren, daß es ein Menſchenleben dauerte, ehe man nur einmal hinauf und herab klettern konnte. Auf dem Maſtkorbe eines jeden Maſtes, deren das Schiff ſo viele wie Bäume in einem Walde führte, waren große Herbergen erbaut, eine Art Caſernen, worin das Schiffsvolk lebte. Außerdem war daneben eine Fläche Weideland bei jeder Herberge, groß genug, um einige hundert Stück Vieh darauf weiden zu können. Dieſes Vieh diente zum Lebensunterhalt der Matroſen. Der Keſſel, in dem die allgemeine Lebenseſſenz, genannt Bouillon, gebraut wurde, war ſo umfangreich, daß man acht Tage lang mit einem Boote darüber hin fahren konnte, ehe man an den Rand gelangte. Einſt fehlte dem Koch ein bereits abgebrühter Ochſe, da aber derſelbe zu einem beſondern Ragout verarbeitet werden ſollte, mußte er herbei geſchafft werden. Man ſetzte ein Boot aus, und fuhr randherum in dem Keſſel. Nachdem man die Hälfte des Keſſels vergeblich abgeſucht hatte, fand man das todte Vieh hinter einem der vielen Nagelköpfe angetrieben, welche wie Vorgebirge aus den zuſammengenieteten Eiſenplatten des Keſſels hervorſtanden.

Bei ungünſtigem Winde gerieth das Rieſenſchiff eines Tages in die Meerenge von Calais hinein. Da es mit vollen Segeln dahin flog, ſo gelangte es glücklich mit ſeinem Vordertheil durch dieſelbe in die Nordſee; das Mittelſtück aber, welches breiter war, als der Canal, blieb ſtecken. Da ſaß nun das Ungethüm, wie die ewig verdammten Seelen im Höllenfeuer, ſo feſt! Aber der Capitain wußte Rath. Er ließ die Backbordſeite mit Seife einſchmieren, die Mitteldeckmatroſen durch die geöffneten Luken des Unterdecks an Land ſteigen und mit Stangen das Schiff fortſchieben, die Segel ſtraff anziehen, und — hurrah! vorwärts gings! Der Seifenſchaum wirbelte bergartig zur Höhe, verdichtete ſich dort oben und ſenkte ſich auf die Küſte Englands nie-

der, woſelbſt er die noch heute vorhandenen berühmten „Kreidegebirge Albions“ bildete.

Weiß der Himmel, wie es nun weiter geſchah, daß das Schiff in die Oſtſee hinein gerieth. Genug, eines ſchönen Tages meldete der erſte Offizier, daß das Fahrzeug an Grund ſitze. Der Koch wurde beordert, die in der Kombüſe befindlichen Kohlenſchlacken nebſt der Aſche über Bord zu werfen, um das Vordertheil ein wenig zu erleichtern. Dies geſchah, und als man nun damit fertig war, erhob ſich ordentlich eine Inſel aus dem Meer, das jetzige Bornholm. Sodann ſchoß man auch etlichen Ballaſt über Bord, derſelbe fiel aber ſo unglücklich, daß er die ganze preußiſch-ruſſiſche Küſte unſchiffbar machte, die Flußmündungen verſtopfte und den Staub in's Land hinein jagte, davon noch heutzutage ganz Preußen bis an die Gebirgsprovinzen erfüllt iſt.

Es wäre noch manches von dieſem Schiff zu ſagen, ſo zum Exempel von den Trinkſtuben, die in jedem Scheibenblock des Tauwerks (Takelage) angebracht waren und Anderes mehr, doch fehlen die genaueren Nachrichten, ſeitdem das Schiff eine Reiſe nach Utopien antrat und nimmermehr geſehen wurde.

Der ſchwarze Roelf.

Von jeher iſt die See ein Tummelplatz für wilde und wüſte Geſellen geweſen, und Likedeelers und Watergeuſen ſind heute noch allgemein bekannte Namen von gefürchteten Seeräuberbanden, deren Gedächtniß ſo bald nicht ſchwinden wird. Vor einigen hundert Jahren trieb auf der Nordſee ſein Unweſen der ſchwarze Roelf. Von dem ging die Sage, er ſei nie geboren worden, und könne deshalb auch nie ſterben. So hatte er ſich auch vor keinem Kampf zu fürchten, und nahm tollkühn es mit Allen auf, die ihm der Zufall

in ſeinen Horizont führte. Allen Küſten, allen Inſeln hatte er bereits ſeinen Beſuch abgeſtattet, nur auf der Inſel Borkum war er nicht geſehen worden. Es war im Frühjahr, und die Borkumer Mannsleute hatten ihr Eiland verlaſſen, um auf holländiſchen Schiffen ihr Brod zu verdienen. Der ſchwarze Roelf wußte dies, und projectirte den heimgebliebenen Frauensleuten einen Beſuch. Bald lag ſein Schiff, die rothe Fahne, das Seeräuberzeichen, hoch im Topp führend, an den Dünen vor Anker. Die Flagge ſehen, und ſofort Allarm ſchlagen, war für eine in den Dünen Eier ſuchende junge Schifferfrau das Werk einer Viertelſtunde. Die Frauen eilten zuſammen, hielten ſchleunigſt Kriegsrath und beſchloſſen, ſich ihrer Haut zu wehren. Um den ſchwarzen Roelf zu täuſchen, legten ſie Männerkleidung an und bewaffneten ſich. Darnach ſchleppten ſie eine alte Schiffskanone an den Strand und kaum war dieſelbe dem Schiff gegenüber poſtirt, da ſauſte ſchon die erſte fünfpfündige Kugel durch die Luft dahin. — „Gut gezielt! ihr Weiber! des Piratenſchiffs Hauptmaſt iſt getroffen und geht über Bord. Noch eine Kugel! noch eine! und jede trifft ſicher.“ — Nicht lange dauert es, da erſcheint die weiße Flagge im Topp. Man verſpricht den Seeräubern das Leben, wenn ſie einzeln und ohne Waffen ans Land kommen wollen. Dies geſchieht und Alle werden geknebelt in den Thurm gebracht. Das Raubſchiff wird angezündet und brennt bis zum Meeresſpiegel ab. Aber ein unzeitiges Mitleid iſt die Urſache, daß die Gefangenen während der Nacht entrinnen. Die Tochter des ſchwarzen Roelf, welche inmitten der Bande ſich befand, bat um Schonung, und wurde ihr dieſelbe gewährt, da ſie wie ein ſanftes, zartes Jungfräulein auftrat. Sie löſte dafür zur Nacht die Bande der Gefeſſelten und Alle entflohen. Das Boot aber, welches ſie aufnahm, war nicht geräumig genug für ſo Viele, ſchlug um und Alle ertranken in den Wellen.

Der getreue Eckart.

Unweit Ihrhoſe ſtand vor Zeiten ein großer Bauernhof, deſſen Beſitzer ein gottesfürchtiger, ſtiller und etwas ſchüchterner Mann, deſſen Nachbar indeſſen das gerade Gegentheil davon war. Dieſer Nachbar, der ſchon längſt gern den ſchönen Hof ſein genannt hätte, gab ſich die erdenklichſte Mühe, durch Zank und Streit, Proceß und Händel den Hofbeſitzer zur Entäußerung ſeines Beſitzthums zu bewegen. Da aber der Hof ein Erbgut war, ſo konnte der Bauer nicht dazu gelangen, ihn von ſich ab zu thun. Ein oſtfrieſiſches Sprüchwort ſagt: Vör Geld kann m' d' Düvel danſen ſeen, und mit Hülfe des Geldes vertrieb denn doch endlich der Nachbar den Hofbeſitzer, und eignete ſich den ſchönen Platz an. Aber er hatte des Beſitzes keinen Segen. Zuerſt verſagte der Boden die Frucht, darnach ſtarb ihm ſein Vieh, darnach raffte eine Feuersbrunſt die Gebäude hin. Und dennoch machte ihn dies alles nur verſtockter, und als er auf's Neue ſich eine Wohnung baute, köſtlicher denn zuvor, höhnte er lauter denn je den lieben Gott. Während dieſer Zeit war der vertriebene Eigenthümer durch unausgeſetzten Fleiß wieder zu einigem Wohlſtand gelangt, und hatte ſich in der Nähe ſeines väterlichen Gutes ein Häuschen aufgeſchlagen. Das ärgerte den Störenfried, und brachte ihn vollends außer alle Beſinnung. In ſeiner Wuth wollte er die kleine Behauſung anzünden, und hatte dazu eine Nacht auserſehen. Damit war aber endlich das Maß voll, in eben der beſtimmten Nacht brach eine ſchreckliche Waſſerfluth ein, die ſich unaufhaltſam daherdrängte und alles verſchlang, was ihr im Wege ſtand. Der Böſewicht ſah ſeine Ländereien mit den rollenden Wellen bedeckt, ſah ſeine Gebäude zuſammenſtürzen, wollte entrinnen und mußte ſchmählich in den Fluthen enden. Von alle ſeinem Hab und Gut entkam nur ein Pudel, ein frommes Thier, das ſich auf die kleine An-

höhe, wo des Erbbauern Hüttlein von den Fluthen nicht berührt wurde, hinauf flüchtete. Und ob die Geſchichte vor langer Zeit vorübergezogen, noch immer iſt an jener Stelle dieſer Pudel anzutreffen. Ein treuer Eckart, ſo erſcheint er dem Vorübergehenden zur Mitternachtsſtunde. Denn hegt man im Herzen üble Gedanken, wie jener gottloſe Bauer, ſo hat der Blick des Hundes die magiſche Kraft, den Schritt hemmen und den Geiſt bannen zu können. Und ſonderbar, ſo lange der Hund ſteht, kann man kein Glied rühren und nur den einen Gedanken faſſen: Jedes Böſe findet ſeine Strafe; darum entſchlage dich der böſen Gelüſte nach deines Nächſten Geld und Gut, auf daß es dir nicht ergehe, wie dem Bauer vom Diekhofe.

Noch wird erzählt, daß, wenn ein ſolcher Menſch im Wagen vorüberfährt, der Pudel nur ſeine Augen auf das Fahrzeug zu richten brauche, um es zum Stillſtehen zu bringen. Und flucht dann der Fuhrmann, und treibt die Pferde mit der Peitſche an, ſo ſetzt der Pudel vorne auf auf den Wagen und regungslos blickt er den Unruhigen an, ſo daß dieſer Zeit zum Nachdenken gewinnt. Erſt wenn der Eckart davongeht, können Menſchen und Fahrzeug ihre Reiſe fortſetzen.

Kirchdorf.

Vor Zeiten war Kirchdorf oder richtiger Karkdörp, ſo bei Aurich lieget, ein unmenſchlich reicher Ort. Das war, als man dort noch eine eigene Kirche hatte und Aurich dahin eingepfarrt war. Von dieſem Reichthum der Karkdörper kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man hört, daß die Bauern ſilberne Pflüge zum Prunk auf dem Boden ſtehen hatten. Anſtatt hölzerner Dielen in den Fußböden ihrer Zimmer hatten ſie dieſe mit ſchweren Silberthalern gepfla-

ſtert, und ſtreuten ihre Hausflur nicht mit Sand, ſondern mit dem feinſten Weizenmehl. Der Aufwand an Schmuck und Kleidern war großartig, und Luſtbarkeiten aller Art wurden tagtäglich angeſtellt. Das Wirthshaus, das im Dorfe ſtand, und nur von Bauern beſucht werden durfte, war koſtbar ausſtaffirt und hieß ſeiner ſchönen Ausſtattnng halber „de glaſen Uptrapp“. Hier verſammelten ſich die Bauern regelmäßig an jedem Abende zum luſtigen Zechgelage, und ſaßen bis tief in die Nacht hinein zu jubeln und zu trinken, ſpielten nur um Goldſtücke, und ſaßen ein Jeder auf ſeinem eignen koſtbaren Polſterſtuhl. Was hier an Geld vergeudet wurde, iſt nicht zu zählen geweſen. Daß nun bei ſolcher Lebensweiſe den Herren die Luſt zur Arbeit gänzlich abhanden kam, iſt zu denken und ſo nahm auch ihr Geld und Gut nicht zu, ſondern je mehr und mehr ab. Die Auricher ſahen dies voll Freude und hofften, um ſo leichter ſich zur ſelbſtſtändigen Gemeinde heranbilden zu können. Es gelang endlich, und Aurich baute ſich ſelbſt die kirchlichen Gebäude, die es noch jetzt hat. Als die Glocken gegoſſen werden ſollten, erbaten ſich die Auricher dazu einen freiwilligen Beitrag von den Karkdörpern. Da dieſe nun nicht merken laſſen wollten, daß es mit ihnen bergab gehe, ſo trugen die Frauen in ihren Schürzen die noch reich aufgeſtapelten Gold- und Silbergeräthe zum Glockenguß herbei, ſo zugleich den Mangel an gemünztem Gelde verdeckend. Doch dies war nicht das Schlimmſte. An einem Abende, wo die Bauern wieder jubelnd in der Schenke ſaßen, geſellte ſich zu ihnen der Oberſt der Auricher Burg, und zechte mit ihnen. Der hatte ſich vom Landsknecht zum Oberſt emporgeſchwungen und war pfiffig wie nur Einer, ärgerte ſich auch insbeſondere, daß die Tappſe von Bauern ſolchen Prunk beſaßen und ſpielen durften, wie ſonſt nur die Hofherren, und hatte bei ſich ſelbſt geſchworen, er wolle dieſe Narren

an iheer eigenen Naſe umherführen. Er ſchmeichelte ihnen zuerſt, und rühmte ſie wegen ihres unermeßlichen Reichthums, bat ſie aber zuletzt: ſie möchten ihm von ihren großen Ländereien ein kleines Stückchen ſchenken. Darüber wurde hin und her geſcherzt, und die Bauern gingen wie die Gimpel auf die Leimruthe, und fragten, wie viel er denn wohl zu haben wünſche, uud was er ihnen dafür zu Gute kommen laſſen wolle? Da erwiederte der Oberſt: er wolle nur ſo viel Land haben, als ſeine Leute an einem Tage mit Wall und Graben umziehen könnten, und dafür ſolle es ihm auf das Tractament eines Abends nicht ankommen. Nun gingen die Bauern auf den Wunſch und Vorſchlag ein und ließen den Oberſt hoch leben. Was geſchieht aber? Am andern Morgen rücken unter Trommelſchlag und Pfeifenklang ſämmtliche Truppen der Burg mit Spaten wohl verſehen auf die Gemeindeweide der Karkdörper. In Zeit einer halben Stunde iſt dieſe von allen Seiten umſtellt, und jedem Soldaten ſein Part zugewieſen, welches er zu graben hat. Und! o des Schreckens! anſtatt eines großen und tiefen Grabens gräbt jeder Söldner eine kleine Grüppe von der Tiefe uud Breite eines Spatenſtichs aus. So iſt binnen einem Tage die Arbeit vollendet, und Karkdörp hat ſein beſtes Land verloren. Später ſind die Karkdörper immer mehr herabgekommen, haben aus Mangel und Noth ihr Land und Gut freiwillig verkaufen müſſen, und ſind jetzt nicht mehr und nicht weniger, als andere Bauern der Auricher Gegend auch.

De Armrieksdobbe.

In der Einſenkung einer Anhöhe zwiſchen Holtland und Brinkum befindet ſich ein Teich (Armrieksdobbe), und lautet die Sage über deſſen Entſtehung wie folgt:

Vor langen Jahren ſtand auf dieſer Anhöhe das Haus

eines reichen, ſtolzen Bauern. Statt mit Sand beſtreute er ſeine Diele mit Mehl und die Stufen der Treppe vor ſeinem Hauſe waren von Brodteig gebacken und von der Luft ſteinhart ausgetrocknet. Wenn aber ein Armer an ſeine Thür klopfte, ließ er ihn mit Hunden forthetzen. — So trieb er ſein übermüthiges Weſen fort und fort. Doch die Strafe des Himmels blieb nicht aus. Einſt in einer ſtürmiſchen, finſtern Nacht hört er ein gewaltiges Brauſen und Heulen, er fühlt, wie ſich das Haus bewegt und wie es in ſeinen Grundfeſten wankt. Schnell ſpringt er vom Lager, reißt ſein beſtes Pferd vom Stall, ſitzt auf und jagt in wilder Flucht von dannen. Aber wohin er reitet, ſenkt ſich der Boden, bis ſich derſelbe öffnet und ihn ſammt dem Thiere verſchlingt. An dieſer Stelle bildete ſich ein kleinerer Teich, der gleich dem größern, in welchen das Haus verſank, geblieben iſt bis auf den heutigen Tag. Beide ſind unergründlich tief und bergen kein lebendes Weſen.

Das ſteinerne Brod.

Als am 9. Oktober 1373 die Dionyſiusfluth die Deiche zertrümmerte und die Wellen das ganze Norderland überſchwemmten, flüchteten die Bewohner des reichen und gottloſen Dorfes Weſteel in wilder Eile. Und es war wohl Keiner unter ihnen, der nicht mit Zittern und Zagen an ſein volles Sündenmaß gedacht hätte. Denn die Weſteeler waren bei ihrem Reichthum übermüthig geworden, hatten das heilige Sakrament des Altars entweiht und ſich gegenſeitig daſſelbe in der Schenke unter Spott und Hohn gereicht. Auch hatten ſie ein ander Mal den Prieſter des Dorfes, einen alten ehrwürdigen Gottesmann, zu einer Kranken rufen laſſen, derſelben die letzte Oelung zu geben, und fand der Prieſter anſtatt einer Kranken eine alte Sau in dem Bette,

wohl in Decken gehüllt. Und fühlten jetzt dieſe Sünder, wie ein Strafgericht Gottes über ſie hereinbreche. Nur ein Bäcker, gottloſer als alle Andern, ſpottete der Fliehenden, und rief trotzig: „Alſo laßt ihr euch in's Bockshorn jagen? Ich weiche nicht eher von hinnen, bis die Fiſche in meinem Ofen ſchwimmen, und das Brod, das ich ſo eben eingeſchoben habe, ſich in Stein verwandelt!“

Bald drang die Fluth in ſeine Werkſtatt, ſtieg höher und höher, aber er arbeitete weiter; ſchon reichte ſie ihm bis an's Knie, er kümmerte ſich nicht darum; ſchon ſpülte ſie ihm um die Bruſt, aber er wich nicht, und erſt als ſie ihm bis an den Hals reichte, das Feuer im Ofen ziſchend erloſch, die Fiſche an ihm vorüber ſchwammen, und ſein Brod ſich wirklich in Stein verwandelte, erſt da ſuchte er ſich zu retten. Jetzt war es dazu — zu ſpät, — er mußte ertrinken und laut jammernd tönte ſein Nothgeſchrei durch das Wogengebraus dahin. Seine Seele packte der Teufel und warf ſie in den Hölleupfuhl. Das ſteinerne Brod wird noch heutigen Tages in Marienhafe aufbewahrt.

Der ſchwarze Hund.

In der furchtbaren Weihnachtsfluth von 1717 wurde auch eine in der Nähe von Uphuſen ſtehende Mühle von den Wellen bedroht. Bei der eiligen Rettung nach dem Dorfe vergaßen aber die Mühlenbewohner ihres treuen, ſchwarzen Hundes. Als das Waſſer in das Gebäude eindrang und daſſelbe zertrümmerte, flüchtete ſich das Thier in eine nahe Dobbe (kleiner Teich), aus welcher es jetzt noch hervorkommt, ſobald man es ruft. Nicht leicht geht in der Nacht ein Bewohner Uphuſens an der Mölenfenne, wo jene Mühle geſtanden haben ſoll und wo ſich in der Erde noch Trümmer eines Gebäudes befinden, vorbei; denn manchem

Vorwitzigen, der mit Rufen und Flöten seinen Muth kund thun wollte, soll der gefürchtete schwarze Hund erschienen sein.

Der „Herrenhund."

Nahe Breinermoor lag früher eine Capelle, über welche der Häuptling von Bakemoor das Patronat besaß, und in der er sich predigen ließ und daselbst beichtete. Nun war einst einer der Patrone ein so herrisch-übermüthiger Kerl, daß der Priester ihm nichts recht machen konnte und überall zu leiden hatte. Gewöhnlich brachte der Junker seinen großen schwarzen Lieblingshund mit zur Beichte und so kam es, daß er zu einer Zeit während letzterer den gotteslästerlichen Gedanken faßte, dem lauscheuden Priester die Bestie ans Ohr zu halten. Er that es und flüsterte dabei die Thaten und Späße des Thieres in der Weise, als ob dasselbe ein Mensch sei. Der Geistliche soll zwar den Kopf geschüttelt, indessen doch dem Hunde die Absolution zugesprochen haben, worauf der Junker in ein höchst unsinniges Gelächter ausbrach, welches sich so gesteigert, daß man es zuletzt vom Heulen eines Hundes nicht mehr unterscheiden konnte. Wahnsinnig fortgeführt, lebte der Junker fortan wie ein Hund, kroch auf allen Vieren und fraß mit dem Hunde aus einem Napfe. Ja, selbst nach seinem bald darauf erfolgenden Tode wurde er nicht von dem Banne erlöst, denn wie man sagte, verwandelte ihn des Himmels gerechte Strafe in einen ungeheuren schwarzen, höllenfeueraugigen Pudel. Dieser schwarze Pudel zeigt sich gotteslästerlichen Leuten, die wohl das Wirthshaus, aber nie die Kirche besuchen, zur Mitternacht, wenn sie von ihren Zechgelagen heimkehren.

Die Mordflammen.

Das Kirchspiel Hesel liegt auf einer Insel des frühern Flusses Eddenried. Das Eddenried war in alten Tagen ein Ausfluß der Weser, und die Scheidegrenze der bischöflichen Sprengel Münster und Bremen. Jetzt ist es ein Hochmoor, welches in seinen es am Rande bestreichenden Dünenketten den ehemaligen Lauf und Umfang des Flußbettes deutlich angiebt. Die erwähnte Insel war ebenfalls durch einen Dünenkranz geschützt, der noch heute zu sehen ist, und auf ihr befand sich ein insularer kleiner Landsee, jetzt ausgetrocknet und zu sumpfigem Wiesenland geworden. Der Weg vom Kirchdorf Hesel nach dem frühern Johannitergut Hasselt führt durch diesen Dallert (Dallert, Dollart, Sumpfland) und von ihm zweigt sich ein anderer Weg zum Kirchdorf Lengen ab. Von diesem Lengenerwege nun erzählt die Sage: Auf Hasselt, wo zwei große Güter sich befinden, lebte vor Zeiten ein schönes, schmuckes Liebespaar; sie die Tochter des einen Hauses, er der Sohn des andern; sie von großer Herzensgüte, er von Herzen ein Bube; sie voller Treue und wahrer Liebe, er voller Tücke und Falschheit. Denn nicht, weil er sie liebte, hatte er sie zur Braut erkoren, sondern damit er seiner Wollust fröhnen konnte. Und sie hatte seinen glatten Worten geglaubt und sich ihm ganz zu eigen gegeben und lebte nun der stillen Hoffnung einer baldigen Verbindung. Daran aber dachte der Bube nicht im Mindesten, sann vielmehr auf ein Mittel, sich seiner Braut zu entledigen. Als nun nach Monden die Dringlichkeit gebot, das Ehebündniß zu schließen, trieb die Braut endlich zur Eile. Der Bräutigam sträubte sich nicht, ließ auch das Aufgebot bestellen, und bestimmte darnach einen Abend, an dem die Trauung stattfinden sollte. Und mußten nun die Beiden den einsamen Weg nach Hesel gehen. Es hatte aber der Bube in seiner schwarzen Seele beschlossen, sich des Mädchens zu entledigen,

es sei, wie es wolle, faßte sie deshalb, als sie an den Lengenerweg gekommen waren, zärtlich zu sich und stieß ihr unter grausigem Hohnruf das Messer durch's Herz. Gar bald ward die schwarze That bekannt, der Mörder entdeckt und zur Strafe und Warnung geschleift und gerädert. Am Orte der That aber tauchten viele blaue Flämmchen auf, die sich zischend und ohne zu erlöschen umherjagen, und zur Nachtzeit gern von einem jeden Vorübergehenden im weiten Bogen umgangen werden.

Der Dollart.

Das ist ein großer Meerbusen, den die wilde Nordsee in das Land gerissen hat und ihn noch immer nicht wieder ganz hergeben will. Man sagt aber, er sei also entstanden: Der Strich Landes, der jetzo Wasser ist, war von reichen Leuten bewohnt, die gar zu stolz und hoffährtig waren und einer dem andern lieber Schaden als Nutzen thaten. Da wollte sie der liebe Gott züchtigen und schickte ihnen das Wasser, damit sie in ihrer Noth sich bekehrten und allen Hader fahren ließen. Als nun der Deich brach und die demselben zunächst wohnenden Bauern um Hülfe zu den Nachbarn schickten, blieben diese hart wie zuvor. Da war sogar Einer, der sprach: „Und wenn auch meine eignen Felder lanzenhoch vom Wasser bedeckt werden sollten, so würde ich keinen Finger rühren, den Nachbarn zu helfen, damit der Deich geflickt würde.“ Und so kam es, und es wurde noch ärger, denn nicht lanzenhoch, sondern thurmhoch brauste das ungestüme Meerwasser über die Felder daher und verschlang das ganze Land. 50 Ortschaften, Städte, Flecken und Dörfer verschwanden vom Erdboden und wurden nicht mehr gesehen. Man sagt aber, daß viel später bei stillem heiterm Wetter der Schiffer, der über den Dollart

fahre, tief unterm Meeresſpiegel die Trümmer der vernichteten Gebäude klar und deutlich ſehen könne, und daß es herauf klinge, wie von Glocken, die im Grunde läuteten.

Kampo.

Als 1427 die wilde Fehde zwiſchen Focko Ukena und Ocko ten Broek um die Oberherrſchaft in Oſtfriesland ihren Austrag auf den „wilden Aeckern“ fand, war auch der Emder Bürger Kampo mit in dem Treffen. Es ging heiß her und in der Angſt ſeines Herzens gelobte der Mann bei ſich: wenn er glücklich und wohlbehalten davon komme, ſo wolle er aus Dankbarkeit eine Wallfahrt zum heiligen Grabe machen. Das Glück war ihm hold und er trat zur Erfüllung ſeines Gelübdes den Weg nach Jeruſalem an. Es begann damals die Zeit der höchſten Blüthe der türkiſchen Macht und es mag Kampo zu ſchwer gefallen ſein, den Vorſatz auszuführen. Es behauptete wenigſtens die Sage, einige Jahre ſpäter ſei Kampo heimlich zurückgekehrt, ohne ſein Gelübde erfüllt zu haben. Jedoch habe der Unglückliche, den das Heimweh noch einmal zurückgelockt, ſich nicht zu erkennen gegeben und weder Frau noch Kinder begrüßt. Nachdem er ſie aus ſeinem Verſteck geſehen, habe er ſich zum zweiten Male auf ſeine abenteuerliche Fahrt begeben. Er iſt auf ihr geſtorben, verdorben.

Karl der Große.

Von dieſem herrlichen deutſchen Kaiſer leuchtet ein funkelnder Sagenkreis durch alle deutſche Gauen. Kein Herrſcher kann ſich mit ihm vergleichen. Er unterwarf ſich die Frieſen und ſie nannten ſich mit Stolz: Kaiſer Karls freie Frieſen. Zu ſeiner Zeit verheerten die Räuber aus der

„quaden Hörn“, die Normannen, die Küſten des deutſchen Meeres. Friesland hatte ungeheuer von ihnen zu leiden. Der Kaiſer kam einſt ſelbſt herüber, um ſie mit Heeresmacht zu züchtigen. Bei ſeiner Ankunft flohen ſie und ihre Schiffe waren ſchon auf hoher See, als Karl den Deich betrat, den goldnen Reifen wider die See. Noch ſah er in der Ferne ihre braunen Segel ſchimmern. Lange ſtand der Kaiſer in tiefem Sinnen auf derſelben Stelle, dann wandte er ſich, und mit von Thränen erſtickter Stimme ſprach er: „Wenn dieſe Räuber ſchon bei meiner Lebzeit mein Friesland plündern, wie ſoll es werden, wenn ich einſt im Grabe liege?“ So, ſetzt der Frieſe voll Stolz hinzu, liebte der Kaiſer Karl unſer Friesland, ſo ſorgte und bangte ihm um daſſelbe, ſo hoch hielt er es im Werth und deshalb heißt er allein „unſer Kaiſer.“

Radbod.

Das war der Frieſen tapferſter König, von dem noch heute viel Singens und Sagens iſt. Gegen Karl den Kaiſer kämpfte er wacker, bis er unterliegen mußte. Von dem Chriſtenthum aber mochte er nichts wiſſen. Der Biſchof Wulfram hatte ihn zwar ſo weit gebracht, daß er ſich taufen laſſen wollte, des guten Beiſpieles halber für die Unterthanen. Als aber Radbod bereits mit einem Fuß im Taufbecken ſtand und den andern nachziehen wollte, fragte er den Biſchof: „Wo mögen denn aber meine Vorfahren ſein, im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram entgegnete raſch: „In der Hölle! in der Hölle!“ und meinte, der König würde bereits die Hölle ſo abſcheulich finden, daß er ſeine Ahnen darob verlaſſen könne. Radbod aber zog raſch den Fuß aus dem Taufbecken zurück und ſagte: „So will denn auch ich

lieber bei meinen wackern Vorfahren in der Hölle ſein, als bei den wenigen Chriſten im Himmel.“ Sprachs und blieb ungetauft.

Der Rabbelsberg.

Dieſer Hügel unweit Dunum ſoll ſeinen Namen davon haben, daß unter ihm der König Radbod begraben liege. Dies kann aber nicht wahr ſein, da der große König zu Utrecht ein königliches Grabgewölbe erhalten hat und in demſelben beigeſetzt worden iſt. Es lautet demnach eine andere Sage von dem Rabbelsberg folgendermaßen: Ein Rieſe, der im Harlland wohnte, ſtand eines Tages auf dem Felde unweit des Kloſters Schoo, und grub daſelbſt nach einem Schatze. Wenn man einen Schatz graben will, ſo muß man um Mitternacht damit beginnen; dies hatte auch der Rieſe gethan. Nachtarbeit bringt Ermüdung, und gar, wenn ſie vergeblich iſt! Der Rieſe war über aller der Bewegung außerordentlich matt geworden, und der fürchterlichſte Hunger quälte ihn. Da erſcheint ſein Weib, einen Handkorb von dem Umfange eines mäßigen Heuhaufens im Arme tragend. Sie öffnet ihn und ſetzt ihrem Manne einen Topf mit — Milchbrei vor. Gerechter Himmel! welch eine Wuth ergreift da den Mann. „Solches Geſchlabber gieb Deinen Kindern!“ brüllt er auf, ergreift den Topf und ſchleudert ihn dem eilig fliehenden Weibe nach. Dieſes weicht indeß aus und macht ſodann dem Wütherich eine pantomimiſche Darſtellung. „Warte Bübin!“ rief der Hüne, „verfehlte auch der Topf ſein Ziel, ungeſtraft kommſt Du nicht von hinnen!“ Er ſtößt den Spaten in die Erde, hebt ein ungeheures Stück Erdreich heraus, und wirft mit aller Kraft dieſe Maſſe dem Weibe nach. Das Weib weicht aus und

der Haufen Sand sanft an ihr vorüber und fällt nahe Dunum nieder. Hier bildete er den Hügel, der dort noch heute zu sehen ist.

Die weiße Gespenstin.

Es giebt Unholdinnen, Teufelinnen, Gattinnen, Verlobtinnen, warum sollte es nicht auch Gespenstinnen geben können? Zwischen Breinermoor und Bakemoor hat vor Zeiten eine Burg gestanden, deren Besitzer ein Häuptling war. Er war nebenbei Kunstkenner. Eine Frau nach seinem Geschmack hatte er nicht gefunden und lebte so junggesellenartig den einen Tag wie den andern dahin. Einst kam ihm ein Bild zu Gesicht, das Portrait eines holden, jugendfrischen, schönen Jungfräuleins. Dasselbe sehen und für die Maid schwärmen, war eins. Das Bild kam nicht aus seinem Gesichtskreis, und je mehr er die Maid anschaute, desto heißer empfand er für sie. Da gelobte er sich: dieses schöne Kind wird mein Weib, es koste, was es wolle! Auch nahm er sich vor, bis dahin, daß er das Original fände, das Abbild demselben gleich achten zu wollen. Nun war aber das edle Fräulein bereits todt, und konnte bei dem sündlichen Götzendienst des Ritters keine Ruhe im Grabe finden. Als eine weiße Gespenstin umschwebte sie nächtlich die Burg und brachte den Verehrer ihrer Schönheit zum Verständniß ihrer Mission. Aber, o des Leides! der Verliebte konnte nicht von ihr lassen, und beschloß derhalben, sich im Tode mit ihr zu vereinigen. Legte also das Kunterfei zu sich und verbrannte sich mitsammt seiner Burg, ohne vorher gebeichtet zu haben. Da er nun sündhaft gestorben, kann die unglückliche Maid nicht erlöst werden und muß immerfort als weiße Gespenstin die Burgstätte umschweben. Sie erscheint dem Wanderer aber Morgens und Abends im Zwielicht, an-

gethan mit einem weißen, wolkigen, phosphorisch leuchtenden Gewande. Wer von dem Kleide berührt wird, ist wie mit Blindheit geschlagen oder bekommt an der Stelle brandige Wunden.

Das Pferdegetrappel.

Vor vielen Jahren war unweit der Stadt Esens das Dorf Bense außerhalb des Norddeichs gelegen. Dies Dorf war von geringer Größe und bestand etwa nur aus drei bis vier großen Bauernhöfen. Der Landbesitz jedoch, der von den Besitzern dieser Höfe als Eigenthum beansprucht wurde, war unermeßlich groß und erstreckte sich fast bis an die Insel Langeoog hinan. Denn das Festland war damals noch weit ausgedehnter als heutzutage, und man bedurfte zum Uebersetzen zur Insel keines Kahns, wie vor hundert Jahren, und keines Fährschiffes, wie gegenwärtig, sondern man nahm einen Springstock ganz gewöhnlicher Art, setzte ihn in die schmale Rille und — hupfte mit einem Schwunge hinüber. War doch damals die Entfernung selbst der Inseln zu einander nicht größer; — da denn die Sage verkündet, die Insulanerinnen hätten sich auf einer Backschaufel das Brod gegenseitig zugereicht.

Weil die Benser Gutsbesitzer gegen die See keine Marken ihrer Grundstücke hatten, die Fürstliche Regierung somit auch nicht beweisen konnte, daß etwa angeschwemmtes Vorland vorhanden sei, so erhielten sich die Höfe trotz der von der Fürstl. Regierung gegen sie angestrengten Processe im Besitze ihrer sämmtlichen Grundstücke. Da ihnen aber einleuchtete, daß bei Bedeichung der Seeländereien sofort das Recht der Regierung auf die dann entstehenden Außendeichslande geltend gemacht werden würde, so unterließen sie es, Deiche zu legen. Dadurch wurde es später dem Teufel ein Kleines, das Dorf im Nu zu vernichten, wie wir gleich hören werden.

Die Benser Gutsherren waren ungeheuer reiche Leute und lebten auch danach, flott in den Tag hinein. Ihre „Plätze" waren halbe Burgen, ihre Keller Viertelbergwerke,

ihre Stallgebäude wahre Prachträume; von dem Reichthum dieſer Leute an baarem Gelde kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man hört, daß ihre Stuben mit Goldſtücken getäfelt, mit Silberthalern gepflaſtert waren. Aber dieſer ſchreckliche Reichthum brachte ſchrecklichen Uebermuth mit ſich, wie denn das öfter der Fall ſein ſoll. So beſaß das Dörfchen zwar ſeine Kirche, aber außer einigen frommen, gottergebenen Dienſtboten und anſäſſigen „kleinen Leuten“ ſah man Niemanden zum Gotteshauſe wallen. Im Gegentheil verboten die Dienſtherren ihren Untergebenen den Beſuch der Predigt und des Abendmahls. Wie jenſeit der Stadt Norden die Weeſteeler durch ihren Frevel am heiligen Sacrament des Altars den Zorn des Höchſten auf ſich zogen, ſo dieſſeits die Benſer. Der Prieſter war ihnen eine völlig überflüſſige Perſon, dem Spott und Hohn anſtatt guter Naturalien und Salarien gereicht wurde. Und wäre es nur dies allein geweſen; aber leider wurde der liebe Gott in gleiche Reihe mit dem Prieſter geſtellt und ebenſo ſcheußlich tractirt. Die Herren Gutsbeſitzer waren untereinander eng verwandt, verſchwiſtert und verſchwägert, und hielten in allen Stücken getreulich zueinander, ſo ſetzten ſie es am Ende durch, daß keiner ihrer Dienſtuntergebenen auch nur ein einziges Mal ſich ſeiner Chriſtlichkeit erinnerte, wenigſtens derſelben keinen Ausdruck gab. Man hörte von Herren und Dienern nur Fluchen, Schwören, Toben und gottloſe Reden. Wo man in weitern Kreiſen, wenn ſie nicht etwa ebenſolche waren, von den Benſern redete, da geſchah es nur mit einer Art Entſetzen und Grauſen. Hatte doch der eine Bauer einem neueintretenden Großknecht, als derſelbe zum erſten Mal an den Mittagstiſch ſitzend, ſeine Kappe zum Gebet vor die Augen that, fluchend zugerufen: „Friß, Hund von einem Knechte! Der Teufel hat mir's geſegnet! Der liebe Gott hat keinen Theil an meinem Tiſche, darum friß in's Teufelsnamen!“ Ein zweiter Bauer hatte als Großherr ſeines Beſitzthums offen damit in der Stadt geprahlt: „Ich bin Herr über Leib und Leben meiner Leute; ſoviel Perſonen weiblichen Geſchlechts im Hauſe, ſoviel Weiber der Luſt ſind's; wir Alle jagen dem Teufel zu.“ Ein grauſiges Wort und troſtlos anzuhören.

Der Anführer dieſer wilden, tollen Herrenbande war ein langaufgeſchoſſener, tannenähnlicher Mann, daher „der lange Hinnerkſen“ genannt. Vielfach, aber dennoch fälſchlich, behauptet man heutzutage, es ſeien Nachkommen von ihm, ähnlich wie er und daher gleichen Namens, bis in die jüngſte Zeit hinein am Leben geweſen. Von dem „langen Hinnerkſen“ nun wird erzählt:

Als er noch Knabe war, fand ſich in der ganzen Umgegend kein gottloſerer Burſch, als er. Schon früh mit allem Verwerflichen bekannt gemacht, ſehnte er ſich nach etwas ganz Außerordentlichem, was außer ihm ſelten ein Menſch noch hatte, noch zu haben wünſcht. Dies Außerordentliche war aber ein Bund mit dem Teufel ſelber. Nun erſcheint aber, wie bekannt, der Teufel nur ſolchen Menſchen, die wirklich im Herzen weder ein Härchen von Gottesfurcht, noch eine Silbe von Todesfurcht, noch irgend eine Höllenfurcht beſitzen. Mancher Menſch, der zwar von Erſteren nichts hat, dagegen, wenn auch unmerklich und geheim, von Erden- und Höllenfurcht befangen iſt, mag noch ſo oft den Teufel rufen, er wird ihm nicht erſcheinen. Oder, wenn derſelbe ihm erſcheint, ſo wird er ſich dennoch entſetzen, und dann höhnt und ſpottet der Teufel nur über ſolchen Schwächling. Der „lange Hinnerkſen“ indeſſen hatte ſeinen Contract mit dem Gottſeibeiuns wirklich abgeſchloſſen, 40 Jahre mußte der Teufel ihm, darnach er dem Teufel in alle Ewigkeit dienen. In dieſen 40 Herrenjahren konnte der Bauer fordern, was er wollte, es mußte ihm ſofort gewährt und erfüllt werden, traf es aber einmal, daß der Teufel unvermögend ſich zeigen ſollte, die Forderung zu erfüllen, ſo war der Contract null und nichtig. Und wie benutzte nicht der Herr den Diener?! Man ſagt davon noch bis auf den heutigen Tag wunderbare Dinge. Da fiel es einſt dem Herrn ein, eine Reiſe nach England zu machen. Dieſelbe aber nicht zu Schiff, wie es doch allein natürlich, ſondern in ſeiner Equipage vierſpännig. „Baue mir über die Nordſee eine Brücke“, ſagte der Uebermüthige, „aber in der Weiſe, daß ſie erſt dann entſteht, wenn ich anfange zu fahren; ſo ſchnell ſoll ſie gelegt werden, daß ich im Galopp zu jagen vermag, ohne Aufenthalt haben zu müſſen, und ſofort hinter

dem Wagen soll sie wieder abgebrochen werden.“ Gefordert! gebaut! Der lange Hinnerksen fuhr im gestreckten Galopp über das Meer. Noch viele andere tolle und halsbrechende Teufeleien führten die Beiden zusammen aus, doch ließ sich der Teufel nie in seiner wahren Gestalt erblicken. Es begab sich aber, daß während der 40 Jahre der Bauer einen neuen Großknecht anstellen mußte. Derselbe war ein frommer Mensch, und hatte sich im Vertrauen auf seinen kräftigen Glauben in das Sündenhaus und -Dorf begeben. Weil er still war, seine Arbeit tadellos verrichtete und ausführte, dabei männlich und entschieden auftrat, wo es galt, sich zu wehren gegen Unzucht und Unglauben, Sünde und Welt, so gewann sein Herr ein Zutrauen zu ihm. Zwar konnte es der Knecht nicht merken, denn der Bauer war auch gegen ihn nach wie vor roh und herrisch. Es dünkte aber dem Herrn im Stillen, der Knecht sei wohl einer bessern Behandlung werth; und nicht viel Zeit verging, da überließ er das Toben und Fluchen mehr seinen Nachbarn und Verwandten. Darob wurde der Teufel höchlich erzürnt, und versuchte es auf alle Weise, seinen Bundesmann in die alte Bahn zurückzuführen. Und da ihm dies nicht sofort gelingen wollte, machte er sich an den Urheber dieses „Unglücks“, an den Knecht heran. Der Großknecht aber kannte nur die Gottesfurcht, nicht etwa auch Menschen- oder Höllenfurcht. Zu seinen feststehenden Arbeiten gehörte es, daß er um Mitternacht aufstehen, nach den Pferden im Stalle sehen und ihnen die Krippe nachfüllen mußte. Ganz mutterseelenallein stand er dann auf dem Heuboden, warf das Heu in die Raufe, streichelte die prächtigen Thiere ein wenig, und legte sich dann wieder zu Bett. Lange hatte er dies Geschäft allein verrichtet. Er wunderte sich deshalb nicht wenig, als einst zur Mitternacht ein Begleiter sich einstellte. Schweigend verrichtete der Knecht sein Werk, schweigend sah ihm der Fremde zu. Kopfschüttelnd legte sich der Knecht zu Bett. Von dieser Nacht an stellte sich der mitternächtliche Wandersmann so regelmäßig ein, als ob es ein schweres Versäumniß sei, ein einzig Mal im Stall zu fehlen. Anfangs war es dem Knechte gar nicht recht, einen so unheimlichen Beobachter zu haben, der ihm Schritt und Tritt folgte, bald

aber gewöhnte er ſich daran. Der finſtre Gaſt war aber niemand anders als der Teufel, den es baß verdroß, daß der Knecht ſo wenig nach ihm fragte. Da er ihm aber wegen ſeiner Frömmigkeit nichts anhaben konnte, ſo ſchlug er einen andern Weg ein, ihn zu vertreiben. Als es einſt wieder Mitternacht geworden war, erwachte der Knecht von einem gräulichen Lärm. Er ſprang auf, kleidete ſich an, nahm die Stalllaterne zur Hand, und ging eiligſt in den Stall, woher der Spectakel zu kommen ſchien. Als er die Thür öffnete, fand er die Pferde losgebunden und wild und aufgeregt umherſpringend und ausſchlagend. Mit liebreichen Worten beſänftigte er die Thiere, und legte ſie wieder feſt. Da lachte hinter ihm der unheimliche Gaſt höhniſch auf und der Knecht merkte, daß es der leibhaftige Satan ſei, der ihn begleitete. Noch viele Nächte hindurch ging der gleiche Lärm um Mitternacht in Scene, und der Knecht mochte es zuletzt nicht mehr anſehen. Da trat er eines Morgens zum Herrn und ſprach: „Herr, der Teufel bindet jede Nacht eure Pferde ab und peinigt ſie, wollt ihr dem Dinge nicht ein Ende zu machen ſuchen?“ Der Bauer, wohl wiſſend, was dies zu bedeuten habe, ſuchte Anfangs dem Knechte auszureden, daß es der Fall ſei, und bat ihn, er möge die nächtliche Fütterung einſtellen. Da der Knecht aber auf ſeiner Pflicht beſtand, ſo ſagte der Herr ihm zu: er wolle einmal mitgehen und ſehen, was zu machen ſei. Dabei hatte er heimlich im Sinne, ſich unter Beiſtand des Knechtes von dem Pact mit dem Böſen zu löſen. Der Teufel, der dieſes wohl merkte, beſchloß darob, den Bauer zu ſchänden. Als nun zur Mitternacht der Lärm im Stalle wieder anging, weckte der Knecht den Herrn und gingen Beide in den Stall. Die böſe Geſtalt grinſte dem Bauer höhniſch zu und nur der Bauer ſchien dies nicht zu ſehen. Alle drei ſtiegen die Leiter zum Heuboden hinauf und noch immer ſtellte ſich der Bauer, als ob er den Teufel nicht ſähe. Als ſie oben waren, ſagte ängſtlich der Knecht: „Herr, der dritte ſteht hinter euch!“ „Thue du deine Pflicht“, antwortete der Bauer, „ich will die meine thun“, zog ein ſcharfes Meſſer aus dem Buſen und hieb damit nach dem Kopfe des Eindringlings. Aber er traf nur einen Schatten, und mit dem Schlage zugleich

wurde ſein Kopf erfaßt, und mit einem Ruck halb umgedreht, ſo daß das Geſicht nach der Rückenſeite gewendet ſtand. Mit einem lauten Schrei ſtürzte der Unglückliche zu Boden.

Der Knecht hob ihn auf und führte ihn in's Haus, wo ſich der Bauer jammernd und wehklagend zu verſtecken ſuchte. Auch verbot er, nichts davon zu erzählen. Obgleich nun der wahre Hergang der Begebenheit verſchwiegen blieb, ſo munkelte man dennoch bald davon in der Nähe und Ferne. Und ob die Benſer Gutsherren den ſo ſchändlich Zugerichteten in ihrer Mitte* hatten, ob ſie an ihm ſahen, wohin ihr wüſtes Thun und Treiben endlich führen müſſe, doch ließen ſie nicht ab von ihrem ſündhaften Wandel. Der lange Hinnerkſen kam bald zu ſterben, der Tenfel holte ſeine Seele, die Nachbleibenden fuhren fort wüſt zu hauſen. Immer voller wurde ihr Sündenmaß, immer maßloſer ihre Sündhaftigkeit, immer ſchneller ging es zu Ende. In einer Nacht, als kein Menſch daran dachte, hob ſich das Meer aus ſeinen Ufern. Schnell und unhörbar, glatt wie eine Schlange, fluthete ſo unheimlich der Waſſerſchwall über die deichloſen Stücklande daher. Bald umſchlang er das Dorf, ſtieg höher und höher, lautlos, leiſe, grauſig alles begrabend. Als es Morgen war geworden, ſchauten die innerhalb des Deiches wohnenden Leute auf eine unermeßliche Waſſermenge, die bis an die Deichkappe ſich thürmte; von Benſe war keine Spur mehr zu ſchauen. An Stelle des Dorfes war ein mächtiges Seegatt eingeriſſen, und bis auf den heutigen Tag iſt es nicht gelungen, daſſelbe aufzuſchlämmen.

Die wilde Jagd.

Meerhuſen iſt ein Gehölz unweit Aurich, wo früher inmitten größerer Waldungen, die mit der Zeit ausgerodet worden ſind, ein Kloſter geſtanden haben ſoll. Ein Abt dieſes Kloſters war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, der lieber mit ſeiner Meute den Kloſterwald durchſtürmte und auf Füchſe, Hirſche und Haſen pürſchte, als ſeinen Roſenkranz drehte und die Meſſe las. Die Kloſterbrüder, die den ſcharfen Zügel vermißten, thaten wie der Herr Abt

und lebten ganz nach ihrem Wohlgefallen, und war so ein rechtes Behagen in den Klosterhallen. Doch aber war es in diesem Kloster ordentlich unheimlich, das heißt für eine fromme klösterliche Seele. Und so eine echte fromme Seele, ein rechtes Lämmelbrüderchen, gab es hier denn auch, die von dem gottlosen, pflichtvergessenen Treiben der Mitbrüder so unangenehm berührt wurde, daß es ihr unmöglich war, darüber zu schweigen. Mit eingehender Beredtsamkeit versuchte der Pater Hilbertus die abirrenden Confraters zum Brevier und Rosenkranz, zur Kirche und Messe zurückzuführen, und ein ihn unterstützender Hirtenbrief des hochehrwürdigen und gestrengen Herrn Bischofs sollte ein Uebriges bewirken. Leider aber fruchteten weder die mündlichen noch die brieflichen Ermahnungen, und der Klosterwald wurde nach wie vor brav abgepürscht. Das Unwesen nahm aber so sehr überhand, daß man mehr Jäger als Diener des Herrn in den Klosterbrüdern zu sehen glaubte. Ließ derohalben Pater Hilbertus den milden Ton seiner Ermahnungen in den scharfen der Drohungen übergehen, und wurde er hinwiederum darin unterstützt durch einen strafandrohenden Hirtenbrief des hochehrwürdigen und sehr gestrengen Herrn Bischofs. Weil dieser Ton den freiheit- und jagdliebenden Klosterbrüdern indessen durchaus nicht behagte, und man sich noch wohl im Wiederbetretungsfall eines schärferen Tones versehen mochte, so kam man überein, den vermeintlichen Anstifter allen Uebels unschädlich zu machen. Und war doch der Bruder Hilbertus ein sehr unschuldig Blut, und die wahre Ursach des Unfriedens allein bei den Andern zu finden. Es ließ aber der Herr Abt den unbequemen Ermahner in den Klosterthurm stecken, versagte ihm auch die sonst übliche, kräftige Klosterkost, den stärkenden Wein und die fetten Ochsenbraten; und wurde aus dem vorhin corpulenten Pfäfflein ein schlottriger, so zu sagen abstracter Küster. Alle Unbill vermochte jedoch nicht zu bewirken, daß Hilbertus seiner Brüder ungeziemendes und wüstes Betragen billigte. Vielmehr fand er um so häufiger die Veranlassung, in den schärfsten Worten die Strafe des Himmels zu verkünden, fand nebenher auch Gelegenheit, seinem Obersten die Nachricht von den Ausschweifungen der Mitbrüder zukommen zu

lassen. Als dies geschehen, machte sich der hochehrwürdige und mächtig gestrenge Herr Bischof selbst auf den Weg, den Zustand der verlornen Seelen persönlich in Beobachtung zu nehmen. Damals war das Reisen in Vierspännern noch nicht landesüblich, und das Pferd mußte den Reiter tragen. Der Oberhirte erschien deshalb auch hoch zu Roß, und zwar gerade in dem Augenblick, als eben der ganze Troß mit lustigem Trarah und Hussah einen Fuchs zu Tode hetzte. Keine Seele nahm auch nur die geringste Notiz von dem Fremdling, der sich urplötzlich mitten in den Trubel des Vergnügens hineingerissen sah und, er mochte wollen oder nicht, über Stock und Stein mitgezogen wurde. Endlich war der Wald zu Ende, der Fuchs hätte entwischen können, wenn nicht des hochehrwürdigen Herrn Bischofs Rappen selber den Ausgang abgeschnitten hätte. Mit einem verzweifelten Satze sprang Reinecke hinter sich und ihm nach stürmte das wilde Heer zurück in den Busch. Ohne Rast, ohne Ruh ging es im lauten Brausen den Klostergebäuden zu. Der Herr Bischof hatte ein kräftiges Pferd, das nicht gesonnen war, den Mitrennern den Vorrang zu lassen, so kam es, daß es bald allen voran seinen Reiter im sausenden Fluge dahintrug. Pater Hilbertus, der fromme Bruder, sah durch das Gitter den Zug wieder heranstürmen, und erkannte mit Schrecken den so innig ersehnten Oberhirten. Den Zusammenhang nicht ahnend, glaubte er sich verrathen, betrogen, schändlich hintergangen, und im heißen Gebete flehte er um des Himmels Rache, bat er: es möge doch dieser wilde Zug dazu verdammt sein, bis zum jüngsten Tage so auf Erden dahinrasen zu müssen. Und wie er flehte, so geschah's, die wilde Rotte wurde zum wilden Heer, das in finstern, stürmischen Nächten den Wald durchzieht mit Hurrah- und Jauchzen, mit Gebell und Geheul, mit wüstem Jubel und Geschrei. Und trifft es sich, daß ein Wandersmann zu solcher Stunde den Wald durcheilt, so sieht er die wüsten Gestalten in tollem Rasen über sich dahineilen, sieht im blauen Schimmer der Pechfackeln vor allen einen pechschwarzen Rappen dahinschießen, und gellen ihm noch Tage lang die Ohren von dem wüsten Lärmen.

Der Kehraus.

So benennt man in Süddeutschland den Schlußtanz eines fröhlich durchschwärmten Abends. Wir erlauben uns, unter dieser Ueberschrift die sämmtlichen Sagenreste, die sich annoch in unsern Händen befinden, zusammenzufassen. Sollten unsere Leser außer den vorstehend mitgetheilten Edelsteinen ostfriesischer Sagenpoesie noch andere Sachen der Art kennen, so bitten wir um Mittheilung derselben. Daß es noch manche Sage in unserm lieben kleinen Vaterlande giebt, die bis jetzt nicht fixirt worden ist, ist unzweifelhaft. Aber zur Sache:

Man erzählt sich von der Namengebung des Ortes Reepsholt: Als man den Ort zuerst anlegte, war die Gegend wüst und leer, sumpfig und morastig. Besonders zweifelhaft war es, wohin man die Kirche bauen sollte. Der Eine schlug diesen, der Andere jenen Platz vor. Endlich kam man überein, die Kirche solle dort stehen, wo die Ochsen, die die erste Fuhre Bausteine heranbringen würden, Halt machten. Der Ochsenwagen kam an, Jeder trat zur Seite und Niemand sagte ein Wort. Weiter zogen die Ochsen und immer weiter, und Manchem sank das Herz in die Socken, als er sehen mußte, wie sich die Thiere immer weiter in den Morast hineinquälten. Endlich kam wieder eine solide Stelle, gut zum Bau. Da hielt ein Bauer sich nicht länger und rief mit schallender Stimme: „Holt!“ (Halt!) Die Ochsen standen. Der Bau der Kirche wurde in Angriff genommen, und bald erzählte man sich in den Nachbardörfern von der Geschichte. Da hieß es denn zum Schluß immer: Do reep he (der Mann) van: holt! Darnach erhielt das Dorf den Namen Reepsholt.

Von der Namengebung des Platzes Dodshörn bei Emden klingt es ungleich blutiger herüber. Hier sollen zwei

Brüder beisammen gelebt haben, welche in Eintracht und Frieden ihre Tage verbrachten. Eines Tages arbeiten sie mitsammen auf einer Wiese, und da sagt der Eine: Bruder, ich kann doch schneller mähen, als Du! — Dies Wort schlägt Wurzel und der Andre meint etwas piquirt: Das möchte ich doch bezweifeln. — Sie gehen darüber eine Wette ein und richtig, der Eine trägt den Sieg davon. Darüber kommt es zu harten Worten, und von Worten zu Thätlichkeiten, und ehe eine Stunde vergangen, liegt der Sieger todt am Boden. Der Kain flieht und ist verschollen. Der Ort wurde aber seitdem Dodshörn genannt.

Von Spukgeschichten giebt es in Ostfriesland eine schwere Menge, doch können wir dieselben nicht als Sagen ansehen, sobald ein historischer Hintergrund gänzlich fehlt. In den Dörfern Rysum, Pilsum und Simonswolde ist der Hexenglaube noch immer an der Tagesordnung, andere Orte mögen ihn nicht minder stark besitzen, sind aber nicht als „Hexenloogen“ bekannt. Daß alle alte Frauen Rysums das Privilegium besitzen, sich in Katzen verwandeln zu können, ist die Ursache manches Angstschweißes in der Krummhörn gewesen, und daß Sonntagskinder auf einem Spaziergange zwischen Rysum und Loquard in der hellen Mittagsstunde das überraschende Schauspiel eines ebenfalls spazierenden Pfundes Taback, sowie die Erscheinung einer wandelnden Commode haben können, wurde uns vielfach versichert.

Wandelnde Pudelhündchen, sowie mark- und beindurchdringende Hahnenschreie, die noch immer einen vor hunderten von Jahren geschehenen Mord ankündigen, giebt es in der Nähe des Kirchdorfes Hesel. Ebenfalls spukt dort ein rothes Gespenst, über dessen Entstehung uns nichts Näheres bekannt geworden ist.

Auch, ob es bei Pilsum eine, oder gar ob es sieben „witte Jüffers“ (weiße Jungfrauen) daselbst auf dem Kreuzwege gebe, ist uns nicht weiter zu Ohren gekommen. Genug das, die Sage ist da und wird endlich auch wohl einmal ihren Columbus finden. Möge es diesem möglich sein, sie an die Oeffentlichkeit zu bringen.

RETURN TO → **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

INTERLIBRARY LOAN
MAR 28 1986
UNIV. OF CALIF., BERK.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

M121261
GR167
F75S8
Sundermann, Friedrich
Sagen und sagenhafte
erzählungen aus Ostfriesland.

M121261

GR167
F75S8

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY